

Tobias Kuhnert

Kinder in Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern im Kontext Schule



Private Fotografie. Tobias Kuhnert, 2015.

Bachelor-Thesis zum Erwerb des Bachelor-Diploms

Berner Fachhochschule

Fachbereich Soziale Arbeit



Kinder in Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern im Kontext Schule von Tobias Kuhnert ist lizenziert unter einer [Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz](https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/). Über diese Lizenz hinausgehende Erlaubnisse können Sie unter tobias.kuhnert@bluewin.ch erhalten.

Abstract

Seit gleichgeschlechtliche Lebensformen in breiten Bevölkerungskreisen Akzeptanz erfahren, rücken zunehmend Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern in das Blickfeld der Öffentlichkeit, und es finden Diskussionen über sie statt. In der Schweiz ist kaum etwas bekannt über die Lebensrealität dieser Familien. Diese Bachelor-Thesis will einen Beitrag dazu leisten, die Erfahrungen von Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern mit dem Lebensbereich Schule zu verstehen. Ein besonderes Augenmerk wird dabei auf die Erfahrungen der Kinder dieser Familien gelegt. Insbesondere wird den Fragen nachgegangen, ob und wenn ja welche Art von Stigmatisierung und Diskriminierung sie erleben, wie sie damit umgehen, und was die Soziale Arbeit und die Schule zu einem stigmatisierungsärmeren Schulumfeld beitragen können.

Dazu wird anhand der Konzepte von Goffman sowie von Link und Phelan erklärt, was Stigmatisierung ist. Einen theoretischen Bezug aus der Sozialen Arbeit liefert das professionelle Mandat von Staub-Bernasconi, das auf Menschenrechte und Wissenschaftlichkeit rekurriert. Weitere theoretische Fundamente bilden die Konzepte der Lebensweltorientierung und der Biografie. Ergebnisse zu den Fragestellungen werden aus Fachliteratur wie auch aus eigener, qualitativer Forschung gewonnen. Häufigkeit, Art und Folgen von Stigmatisierungen, wie die betroffenen Kinder damit umgehen sowie was Schutzfaktoren vor und Unterstützungsmöglichkeiten bei Stigmatisierungen sind, wird anhand zahlreicher Studien, insbesondere aus Deutschland, den USA und Australien, dargelegt. Der empirische Teil umfasst die Ergebnisse aus fünf offenen Leitfadeninterviews mit Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern in der Deutschschweiz. Dabei liegen Ergebnisse dazu vor, wie die Familien mit ihrer Familienkonstellation gegenüber ihrem Umfeld umgehen, und welche Reaktionen sie darauf erhalten, welche Stigmatisierungserfahrungen sie machen, wie sie damit umgehen und was dabei Unterstützungs- und Schutzfaktoren sind sowie welchen Handlungsbedarf die Befragten sehen.

Wie in den theoretischen Modellen beschrieben, ist das Aufwachsen mit gleichgeschlechtlichen Eltern ein Stigmatisierungsmerkmal – einige Kinder erfahren Hänseleien und Diskriminierung. Unterstützung kann durch die Eltern geschehen, wenn das Kind erfahren darf, dass seine Familie gut und gleichwertig ist, und es dadurch Selbstvertrauen schöpft. Handlungsbedarf wird darin gefunden, dass Lehrpersonen bei Hänseleien konsequent eingreifen und diese nicht akzeptieren sowie Unterstützungsbedarf bei den Familien direkt erfragen sollten. Nicht-heteronormative Lebens- und Familienmodelle sollten im Schulunterricht vorkommen. Die Soziale Arbeit kann im Rahmen der Schulsozialarbeit gegen Stigmatisierungen von Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern vorgehen, sozialpolitisches Lobbying zu deren Gunsten betreiben und entsprechende Forschung anstossen und bekannt machen.

Kinder in Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern im Kontext Schule

Bachelor-Thesis zum Erwerb des
Bachelor-Diploms in Sozialer Arbeit

Berner Fachhochschule
Fachbereich Soziale Arbeit

vorgelegt von

Tobias Kuhnert
Matrikelnummer 11-642-451

Winterthur, Mai 2015

Gutachterin: Prof. Dr. Anna Ryser

Inhaltsverzeichnis

1. EINLEITUNG	1
1.1. AUSGANGSLAGE	1
1.1.1. <i>SITUATION IN DER SCHWEIZ</i>	2
1.2. FRAGESTELLUNGEN.....	3
1.3. AUFBAU DER ARBEIT	4
2. THEORETISCHE BEZÜGE AUS SOZIOLOGIE UND PSYCHOLOGIE.....	4
2.1. STIGMA-KONZEPT NACH ERVING GOFFMAN	5
2.1.1. <i>SYMBOLISCHER INTERAKTIONISMUS</i>	5
2.1.2. <i>STIGMA UND IDENTITÄTEN</i>	5
2.1.3. <i>DISKREDITIERBARE UND DISKREDITIERTE PERSONEN</i>	7
2.1.4. <i>STIGMA-MANAGEMENT</i>	8
2.1.5. <i>PHASEN UND MUSTER DER STIGMA-SOZIALISATION</i>	9
2.2. ERWEITERTES STIGMA-KONZEPT NACH LINK UND PHELAN	10
2.3. MINORITÄTENSTRESS-MODELL NACH MEYER	13
3. THEORETISCHE BEZÜGE AUS DER SOZIALEN ARBEIT.....	16
3.1. PROFESSIONELLES MANDAT: WISSENSCHAFT UND MENSCHENRECHTE	16
3.2. LEBENSWELTORIENTIERUNG	18
3.3. BIOGRAFIE	20
4. AKTUELLER FORSCHUNGSSTAND	21
4.1. STIGMATISIERUNGSERFAHRUNGEN	21
4.1.1. <i>DEUTSCHLAND</i>	22
4.1.2. <i>USA</i>	24
4.1.2.1. <i>GLSEN</i>	24
4.1.2.2. <i>NLLFS</i>	26
4.1.3. <i>AUSTRALIEN</i>	28
4.1.4. <i>WEITERE LÄNDER</i>	30
4.1.4.1. <i>NIEDERLANDE</i>	30
4.1.4.2. <i>BELGIEN</i>	31
4.1.4.3. <i>SCHWEIZ</i>	31
4.2. FOLGEN DER STIGMATISIERUNG	32
4.3. FREUNDSCHAFTSBEZIEHUNGEN UND OFFENHEIT	34
4.4. COPINGSTRATEGIEN, SCHUTZ- UND RISIKOFAKTOREN	36
4.4.1. <i>COPINGSTRATEGIEN</i>	36
4.4.2. <i>FAMILIE, FREUND_INNEN</i>	39

4.4.3.	SCHULE	43
4.4.4.	GESELLSCHAFT.....	45
4.5.	FAZIT.....	45
5.	INTERVIEWS.....	47
5.1.	METHODIK.....	47
5.2.	INTERVIEWPARTNER_INNEN UND INTERVIEWSITUATIONEN	49
5.2.1.	SUCHE NACH DEN INTERVIEWPARTNER_INNEN.....	49
5.2.2.	ORT UND ZEIT DER INTERVIEWS.....	49
5.2.3.	ABLAUF DER INTERVIEWS.....	49
5.2.4.	CHARAKTERISIERUNG DER INTERVIEWPARTNER_INNEN.....	50
5.3.	EINSCHRÄNKUNGEN.....	51
6.	ERGEBNISSE.....	52
6.1.	ENTSTEHUNGSHINTERGRUND DER FAMILIEN	52
6.2.	UMGANG GEGEN AUSSEN (OFFENHEIT VS. GEHEIMHALTUNG).....	54
6.2.1.	OFFENHEIT.....	54
6.2.2.	PARTIELLE OFFENHEIT.....	54
6.2.3.	VORSTELLEN BEI LEHRPERSONEN	56
6.2.4.	VORSTELLEN BEI ANDEREN ELTERN / NACHBARSCHAFT	56
6.3.	REAKTIONEN AUF OFFENBARUNG DER FAMILIENKONSTELLATION.....	56
6.3.1.	KEINE REAKTION, „NEUTRALITÄT“	56
6.3.2.	INTERESSE.....	57
6.3.3.	NACHFRAGEN.....	58
6.4.	HÄNSELEIEN, STIGMATISIERUNGSERFAHRUNGEN AUFGRUND DER FAMILIENFORM.....	58
6.4.1.	VERNEINUNG VON STIGMATISIERUNGSERFAHRUNGEN	58
6.4.2.	HÄNSELEIEN AUS ANDEREN GRÜNDEN ALS DER FAMILIENKONSTELLATION	58
6.4.3.	STIGMATISIERUNGEN DURCH ANDERE KINDER	59
6.4.4.	STIGMATISIERUNGEN DURCH LEHRPERSONEN.....	59
6.4.5.	„SCHWUL“ ALS SCHIMPFWORT.....	60
6.4.6.	UNTERSTELLUNG AN DIE KINDER, SELBER HOMOSEXUELL ZU SEIN	61
6.4.7.	PATRIARCHALE UND SEXISTISCHE EINSTELLUNGEN	61
6.4.8.	ERKLÄRUNGSANSÄTZE DER INTERVIEWTEN FÜR HÄNSELEIEN.....	61
6.5.	UNTERSTÜTZUNG BEI HÄNSELEIEN, COPINGSTRATEGIEN, SCHUTZFAKTOREN	62
6.5.1.	INTERNALISIERENDES, NICHT-KONFRONTATIVES VERHALTEN	62
6.5.2.	EXTERNALISIERENDES, KONFRONTATIVES VERHALTEN	62

6.5.3.	<i>FAMILIE</i>	63
6.5.4.	<i>SELBSTAKZEPTANZ UND -IDENTIFIKATION DURCH NORMALISIERUNG</i>	64
6.5.5.	<i>UMFELD, FREUND_INNEN</i>	64
6.5.6.	<i>SCHULUMFELD, LEHRPERSONEN</i>	65
6.5.7.	<i>NETZWERK / ANDERE KINDER MIT GLEICHGESCHLECHTLICHEN ELTERN KENNEN</i>	65
6.6.	VORKOMMEN NICHT-HETERONORMATIVER FAMILIEN- UND LEBENSFORMEN IN DER SCHULE	66
6.6.1.	<i>AUFKLÄRUNG DURCH KINDER MIT GLEICHGESCHLECHTLICHEN ELTERN SELBER</i>	67
6.6.2.	<i>KRITISCH-ABLEHNENDE HALTUNG DER INTERVIEWTEN</i>	67
6.7.	HANDLUNGSBEDARF UND WÜNSCHE IN- UND AUSSERHALB DER SCHULE....	68
6.7.1.	<i>LEHRPERSONEN, SCHULE</i>	68
6.7.2.	<i>NICHT-HETERONORMATIVE LEBENS-, FAMILIEN- UND GESCHLECHTERROLLENMODELLE</i>	69
6.7.3.	<i>POLITIK</i>	69
6.8.	WEITERE ERGEBNISSE.....	70
6.8.1.	<i>VERSCHIEDENE KULTUREN</i>	70
6.8.2.	<i>FLEXIBLE GESCHLECHTERROLLENVORSTELLUNGEN BEI DEN KINDERN</i>	70
6.8.3.	<i>DISKREPANZ ZWISCHEN RECHTSLAGE UND REALEN FAMILIENBEZIEHUNGEN</i>	71
6.8.4.	<i>TRENNUNG</i>	71
7.	DISKUSSION	72
7.1.	STIGMATISIERUNGSERFAHRUNGEN	72
7.2.	UMGANG MIT STIGMATISIERUNGSERFAHRUNGEN: COPINGSTRATEGIEN, SCHUTZFAKTOREN	75
7.3.	HANDLUNGSBEDARF UND HANDLUNGSMÖGLICHKEITEN	76
7.4.	BEITRAG DER SOZIALEN ARBEIT	76
7.5.	AUSBLICK	77
8.	DANK	78
9.	LITERATURVERZEICHNIS	79
10.	ANHANG	84
10.1.	INTERVIEWLEITFADEN	84
10.2.	INTERVIEWTRANSKRIPTIONEN	85

1. Einleitung

1.1. Ausgangslage

Im Folgenden wird von einer Familie mit gleichgeschlechtlichen Eltern gesprochen, wenn sich mindestens ein Elternteil als homo- oder bisexuell bezeichnet. Auch trans*¹ Eltern werden in diesem Zusammenhang vielfach genannt, finden aber in der hier vorliegenden Arbeit im Sinne einer notwendigen Beschränkung keine Berücksichtigung. Für Familienkonstellationen mit homosexuellen, bisexuellen oder trans* Eltern wird häufig der Begriff *Regenbogenfamilie* verwendet. Meines Erachtens ist die Verwendung dieser Bezeichnung für eine wissenschaftliche Arbeit nicht angebracht, da sie nicht neutral genug ist. Der Begriff *Regenbogenfamilie* wird generell mit dem positiven Bild des Regenbogens verbunden und erschwert einen kritischeren Blick. Ausserdem verschleiert er, wer eigentlich gemeint ist und suggeriert Einheitlichkeit unter *den* Regenbogenfamilien. Im Folgenden wird daher der Begriff *Familie mit gleichgeschlechtlichen Eltern* verwendet. Als Eltern gelten in der hier vorliegenden Arbeit nicht nur leibliche Elternteile, sondern ebenso soziale Elternteile. Das massgebliche Kriterium ist, dass eine erwachsene Person die Hauptverantwortung für ein Kind übernimmt, eine starke, stabile, langdauernde Bindung zum Kind aufbaut oder aufbauen will, sich als Elter sieht und vom Kind als Elter wahrgenommen wird.

Die bisherige Forschung hat hauptsächlich drei Bereiche identifiziert, welche kritisch und vorurteilsbehaftet an gleichgeschlechtliche Elternschaft herangetragen werden und auf welche sich daher auch die bisher betriebene Forschung konzentrierte (bspw. Fthenakis & Ladwig, 2002; Stacey & Bilarz, 2001).

- Kinder mit gleichgeschlechtlichen Eltern würden durch ihr Umfeld und insbesondere durch Gleichaltrige stigmatisiert und ausgegrenzt, was ihre soziale Integration und Beziehungsgestaltung negativ beeinflusst. Dies ist auch der Themenbereich dieser Arbeit. Da Gleichaltrige vornehmlich im Kontext Schule zu finden sind, bildet dieser in den rezipierten Studien und im empirischen Teil das Zentrum des Interesses.
- Des Weiteren würden diese Kinder in ihrer psychischen Entwicklung beeinträchtigt, weil sie gleichgeschlechtliche Eltern haben. Dies wird von der wissenschaftlichen Forschung widerlegt (bspw. Bos & van Balen, 2008, S. 222; Carapacchio, 2009; Gershon, Tschann & Jemerin, 1999, S. 444; Streib-Brzič & Quadflieg, 2011, S. 7; Stacey & Bilarz, 2001, S. 176).

¹ „Trans* meint die Tatsache, dass ein Mensch sich nicht dem Geschlecht zugehörig fühlt, dem er bei Geburt zugeordnet wurde. Diese Menschen kommen mit einem eindeutig männlich oder eindeutig weiblichen Körper zur Welt, sie identifizieren sich aber als das andere Geschlecht, als zwischen den Geschlechtern oder als ein bisschen von beiden.“ (Transgender Network Switzerland, n.d. a). Der Asterisk (*) dient als Platzhalter für Begriffe wie Transidentität oder Transgender (Transgender Network Switzerland, n.d. b).

- Der dritte Vorbehalt gegenüber Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern ist der, dass die Kinder homosexueller Eltern selbst eine homosexuelle Orientierung annehmen würden, was jeweils als negativ bewertet wird. Auf diesen Vorbehalt wird nicht eingegangen, weil dies, selbst wenn es so wäre, nichts Negatives darstellte. Dass die meisten Kinder heterosexueller Eltern ebenso heterosexuell sind, wird nämlich auch nirgends problematisiert.

1.1.1. Situation in der Schweiz

Werden für die Schätzung der Anzahl Kinder, welche in Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern aufwachsen, Zählungen aus Deutschland und Frankreich herangezogen, so leben in der Schweiz zwischen 6'000 und 30'000 Kinder in Familien mit gleichgeschlechtlichen oder trans* Eltern (Nay, 2012, S. 36). Laut der Erhebung des Bundesamts für Statistik BFS aus dem Jahre 2012 gibt es in der Schweiz 377 Haushalte mit gleichgeschlechtlichen Paaren, die mindestens ein unter 25-jähriges Kind haben (BFS, 2012). Diese Zahl umfasst jedoch nur Familien, bei denen die Partner_innen² in eingetragener Partnerschaft leben. Wie die soeben erwähnten eindeutig höher liegenden Schätzungen über Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern zeigen, trifft dies auf viele Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern allerdings nicht zu, sie haben ihre Partnerschaft nicht eintragen lassen.

Familienkonstellationen gleichgeschlechtlicher Eltern entstehen auf unterschiedliche Art und Weise: Die Kinder stammen aus einer früheren, heterosexuellen Beziehung, wurden durch Samenspende, Leihmutterschaft oder anderweitig in die aktuelle gleichgeschlechtliche Partnerschaft hineingeboren oder es wurde mittels Adoption oder Pflegekind eine Familie gegründet. Weder die Anzahl von Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern noch deren Konstellationen sind in der Schweiz gründlich erforscht, und welche Familien unter dem Begriff *Regenbogenfamilie* verstanden werden, wird unterschiedlich definiert, wie die grosse Spannweite der oben erwähnten Schätzungen zeigt. Es bleibt also festzuhalten, dass die Anzahl und Häufigkeit von Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern und deren Kinder in der Schweiz nicht genannt werden kann. Aufgrund der sich verändernden Gründungsarten solcher Familien – bisher vielfach aus früheren heterosexuellen Beziehungen stammende Kinder, Tendenz abnehmend, dafür mehr originär gleichgeschlechtliche Elternschaft – wird die Zahl, so sie denn erhoben wird und werden kann, in naher Zukunft weiterhin schwanken (Stacey & Biblarz, 2001; Fthenakis & Ladwig, 2002).

² Ich verwende in dieser Arbeit bewusst nicht die Vorgaben des Leitfadens der Berner Fachhochschule BFH für die sprachliche Gleichstellung, weil sie meines Erachtens nicht geschlechtergerecht genug sind. Der Gender-Gap (_), den ich hier verwende, schliesst nämlich auch Menschen mit ein, die keinem der aktuell gültigen Geschlechter Frau und Mann zugeordnet sind.

1.2. Fragestellungen

Wie noch aufgezeigt werden wird, findet ein Grossteil der Stigmatisierung von Kindern, die in Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern leben, in der Schule statt. Was gegen solche Diskriminierungserfahrungen in der Schule getan werden kann, ist in der Deutschschweiz wenig erprobt und untersucht, es konnte keine Fachliteratur dazu gefunden werden. In Genf werden Fachpersonen, beispielsweise von Familien- oder von Sexualkundefachstellen, einbezogen und geschult (Martina von Känel, pers. Mitteilung, 13.08.2014). Ausserdem gibt es nur wenige Untersuchungen darüber, wo diese Kinder und ihre Familien überhaupt Unterstützung brauchen und wünschen, was ihre Sicht auf die Ursachen und ihre Problemdefinition ist, und was ihre Lösungsvorschläge, Wünsche und Bedürfnisse sind.

Die Frage nach Stigmatisierungserfahrungen ist in der aktuellen Forschung zu Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern eines der wichtigsten Themen, wie beispielsweise auch Carapacchio festhält: „Der einzige Bereich [neben Familienleben, psychosozial und sexueller Entwicklung], in dem die Forschung zu unterschiedlichen Ergebnissen kommt, ist die Frage der Diskriminierung und Stigmatisierung der Kinder von homosexuellen Eltern.“ (2009, S. 106). Einige Studien stellen keine erhöhte Prävalenz von Stigmatisierungen fest im Vergleich zu Kindern mit gegengeschlechtlichen Eltern, andere schon. Dies lässt sich zum Teil damit erklären, dass viele dieser Untersuchungen auf qualitativen Methoden basieren und daher möglicherweise eine nicht repräsentative Häufung von besonders stigmatisierten oder besonders nicht stigmatisierten Kindern auftreten kann. Solche Stigmatisierungserfahrungen hängen zudem sehr stark mit dem Umfeld wie beispielsweise der Schule zusammen, daher mag es nicht erstaunen, dass die Kinder völlig unterschiedliche Reaktionen erleben können. Allerdings lässt sich grundsätzlich sagen, dass mehr Stigmatisierungen befürchtet werden, als tatsächlich geschehen (Carapacchio, 2009, S. 106).

Crouch (2012, S. 2) stellt fest, dass Stigmatisierungserfahrungen, Ablehnung oder homophobes Mobbing die Gesundheit, das Wohlbefinden und die psychosoziale Entwicklung von Kindern mit gleichgeschlechtlichen Eltern beeinträchtigen können. Dabei dürften aber nicht nur diese negativen Erfahrungen berücksichtigt werden, sondern auch der gesellschaftliche Kontext müsse beachtet werden, denn Diskriminierung und Stigmatisierung auf gesellschaftlicher, kultureller Ebene könnten ebenfalls einen Einfluss darauf haben. Deshalb liegt der Fokus in der hier vorliegenden Arbeit nicht auf innerfamiliären Prozessen, sondern die Familie wird in den Interaktionen mit ihrem Umfeld, insbesondere der Schule, betrachtet.

Obwohl Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern und auch deren Stigmatisierungserfahrungen im Ausland bereits seit einigen Jahren oder sogar Jahrzehnten Gegenstand von Studien und Forschungsprojekten sind, ist die Situation in der Schweiz noch

marginal wissenschaftlich untersucht. Es liegen keine quantitativen und nur vereinzelt qualitative wissenschaftliche Quellen vor. Die hier vorliegende Arbeit soll diese Lücke ein wenig schliessen helfen und Anstoss für weitere, breiter angelegte Forschungen sein.

Die Fragestellungen für diese Bachelorthesis lauten:

Welche Stigmatisierungserfahrungen aufgrund ihrer Familienform machen Kinder, die in Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern aufwachsen, an Deutschschweizer Schulen, und wie gehen sie damit um?

Was können die Soziale Arbeit, die Schulen und weitere gesellschaftliche Institutionen dazu beitragen, damit die betroffenen Kinder gestärkt werden und an den Schulen ein homo-/bifreundlicheres Klima herrscht? (Handlungsbedarf/-möglichkeiten)

Die Beschränkung auf die Deutschschweiz liegt darin begründet, dass die Situation in der Westschweiz und im Tessin anders sein könnte. Auch wurden die Interviews ausschliesslich mit deutschsprachigen Interviewpartner_innen geführt. Unter der Deutschschweiz werden die Kantone der Deutschschweizer Erziehungsdirektorenkonferenz D-EDK verstanden (www.d-edk.ch).

1.3. Aufbau der Arbeit

In einem ersten Teil wird das theoretische Fundament vorgestellt, um Begriffe und Konzepte einzuführen, mit denen die Ergebnisse analysiert und erklärt werden können. Eine Annäherung an den Bereich Stigmatisierung findet mithilfe von Theorien aus Soziologie und Psychologie statt (Kapitel 2). Theorien und Konzepte der Sozialen Arbeit runden diese ab (Kapitel 3) und zeigen das dieser Arbeit zugrunde liegende Verständnis Sozialer Arbeit und die Relevanz der Fragestellungen für diese auf. Der aktuelle Forschungsstand wird anhand der bedeutendsten Studien der letzten Jahre in Kapitel 4 präsentiert. Der empirische Teil wird mit der Methodik (Kapitel 5) eingeleitet und mit den Ergebnissen der eigenen Interviews (Kapitel 6) fortgeführt. Eine Diskussion und Verknüpfung von Theorie, Forschungsstand und eigener empirischer Erhebung schliesst diese Arbeit ab (Kapitel 7).

2. Theoretische Bezüge aus Soziologie und Psychologie

Der Begriff Stigma leitet sich aus dem Griechischen ab und bedeutet soviel wie Zeichen oder Brandmal (Stigma, 2012). Um aufzuzeigen, was Stigmatisierung ist, und wie der Prozess der Stigmatisierung vonstatten geht, lohnt es sich, denjenigen Autor heranzuziehen, der den Begriff Stigma erstmals umfassend soziologisch beschrieben und geprägt hat – Erving Goffman (Unterkapitel 2.1.). Ergänzend dazu haben Link und Phelan ein verfeinertes Stigma-Konzept

entworfen (Unterkapitel 2.2.). Ebenfalls von Bedeutung zur Beschreibung und Erklärung von Stigmatisierungsfolgen bei stigmatisierten Minderheiten ist das Minoritätenstress-Modell Meyers (Unterkapitel 2.3.).

2.1. Stigma-Konzept nach Erving Goffman

Im Folgenden wird das Stigma-Konzept von Erving Goffman anhand seiner vielbeachteten Studie „Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität“ aus dem Jahre 1963 vorgestellt (Goffman, 1963/2003).

2.1.1. Symbolischer Interaktionismus

Goffman steht in der Tradition des Symbolischen Interaktionismus und hat diesen massgeblich mitgeprägt. Cloughessy und Waniganayake beschreiben die Sichtweise des Symbolischen Interaktionismus kurz und treffend: „Each actor in the interaction interprets their own behaviour and the behaviour of the other actor(s) for meaning (Mead, 1934). That is, each person see themselves as both object and subject in that interaction and adjusting the presentation of their self to the other actor. It is also suggested that meanings are also presented and negotiated in these interactions.“ (2014, S. 1276). Eine kommunikative Interaktion wird also in und durch sich selbst, respektive durch deren Teilnehmer_innen geprägt, ihr wird von den Teilnehmer_innen jeweils Bedeutung zugeschrieben, die zwar unterschiedlich sein kann, aber in der gemeinsamen Interaktion überhaupt erst entsteht. Des Weiteren wird nebst der Kommunikation auch der Handlung eine zentrale Rolle zugeschrieben, und sie wird als das Denken massgeblich beeinflussend angesehen (Cloughessy & Waniganayake, 2014, S. 1276).

Die für diese Arbeit relevanten Interaktionsteilnehmer_innen sind die Kinder mit gleichgeschlechtlichen Eltern, ihre Eltern, Lehrer_innen sowie Mitschüler_innen. Ausserdem könnte das weitere familiäre und ausserfamiliäre Umfeld wie auch andere Schulmitarbeiter_innen von Bedeutung sein. Sie alle bringen eine bestimmte Vorstellung mit, was Familie ist, und lassen dies in die Interaktion einfliessen. Ob dabei die Möglichkeit einer Familie mit gleichgeschlechtlichen Eltern vorkommt oder nicht, ob sie geäussert werden darf oder nicht, und wie sie von den anderen Interaktionsteilnehmer_innen aufgenommen wird, ist zentral. Insbesondere für die kindliche Entwicklung und das Verhalten des Kindes in späteren Interaktionen, beispielsweise im Schulkontext, können die Interaktionserfahrungen eines Kindes mit gleichgeschlechtlichen Eltern bezüglich seiner Familienkonstellation sehr prägend sein.

2.1.2. Stigma und Identitäten

Goffman schreibt die Setzung von Normen klar der Gesellschaft zu: „Die Gesellschaft schafft die Mittel zur Kategorisierung von Personen und den kompletten Satz von Attributen, die man für die Mitglieder jeder dieser Kategorien als gewöhnlich und natürlich empfindet.“ (Goffman, 1963/2003, S. 9-10). Daraus folgend ist auch die Stigmatisierung gesellschaftlicher Ursa-

che und nicht durch eine „natürliche“ Minderwertigkeit von stigmatisierten Menschen gegeben: „Diese Andersartigkeit [d.h. ein Stigma zu haben] selbst leitet sich natürlich von der Gesellschaft her, denn bevor eine Differenz viel ausmachen kann, muß sie für gewöhnlich durch die Gesellschaft als Ganze kollektiv auf einen Begriff gebracht sein.“ (Goffman, 1963/2003, S. 154). Goffman beschreibt die Normsetzung als einen gesellschaftlichen Prozess, bei dem Personen in Gruppen eingeteilt werden und den Gruppenmitgliedern Eigenschaften zugeteilt werden, die als normal gelten, oder bei dem ganze Gruppen als Normale und andere als Ab-Normale bezeichnet werden. Abweichungen von dieser Norm, oder wenn die Gruppe bereits als Ganze eine Normabweichung darstellt, werden negativ bewertet – es findet eine Stigmatisierung statt.

In sozialen Interaktionen mit anderen Menschen wird dem Gegenüber nach Goffman (1963/2003, S. 10) eine soziale Identität zugeschrieben, die mit bestimmten normativen Erwartungen an dieses verknüpft ist: die *virtuale soziale Identität*. Diese wird mit der *aktualen sozialen Identität* verglichen, die beschreibt, welche dieser Eigenschaften und Erwartungen das Gegenüber tatsächlich erfüllt. Stimmen virtuelle und aktuelle soziale Identität in bedeutendem Umfang nicht überein, und wird diese Diskrepanz aufgrund von gesellschaftlichen Normsystemen als negativ und unerwünscht betrachtet, spricht Goffman von einem Stigma (Goffman, 1963/2003, S. 13). Die Erwartungen der virtualen sozialen Identität sind stets an ein spezifisches Gegenüber in einer spezifischen Situation gerichtet; denn dieselbe Eigenschaft, die einmal als Stigma gilt, könnte in einer Interaktion mit einem anderen Gegenüber oder in einer anderen Situation durchaus erwartet werden und nicht als Stigma gelten, oder ein Stigma ist in einer bestimmten Situation nicht relevant und deshalb für die anderen Interaktionsteilnehmer_innen nicht bemerkbar (Goffman, 1963/2003, S. 11). Bei einem Handballturnier beispielsweise spielt es keine Rolle, ob ein Kind gleichgeschlechtliche Eltern hat oder nicht – wenn es die sportlichen Erwartungen seines Teams erfüllt, ist es nicht stigmatisiert. Wenn die Kinder im Schulunterricht erzählen, was sie am Wochenende mit den Eltern unternommen haben, kann hingegen die Erwartung, was eine „normale“ Familie ist, durch ein Kind mit gleichgeschlechtlichen Eltern unter Umständen nicht erfüllt werden. Goffman identifiziert drei Bereiche, in denen sich die Person mit einem Stigma in Bezug auf ihre soziale Identität befinden kann: Einerseits sind dies „verbotene Bereiche oder Bereiche außerhalb der Grenzen des Erlaubten“ (Goffman, 1963/2003, S. 104), in denen sie Ablehnung und Ausschluss erlebt, oder, wenn sie sich, nachdem sie von den anderen Anwesenden als Stigmaträgerin erkannt wurde, erwartungsgemäss versteckt und unauffällig verhält, dennoch toleriert werden kann. Weiter nennt Goffman bürgerliche Bereiche, die dadurch gekennzeichnet sind, dass die Person mit einem Stigma trotz diesem akzeptiert wird, und von den anderen Anwesenden so getan wird, als ob sie keines hätte, sofern sie in einem bestimmten Mass noch an den erwarteten Interaktionen teilnehmen kann. Als dritten Bereich nennt Goffman abgesonderte Bereiche, in denen die Person ihr Stigma gar nicht verstecken oder darüber hinweg täuschen muss – beispielsweise, weil sie sich in Gesellschaft

von Personen befindet, die das gleiche oder ein ähnliches Stigma haben oder unter Menschen ist, die sie vorbehaltlos akzeptieren.

Nebst der sozialen Identität, die für das Verständnis zentral ist, wie Stigmatisierungen vonstatten gehen, führt Goffman die Begriffe *persönliche Identität* und Biografie ins Feld. Damit sind Eigenschaften und Merkmale von Menschen gemeint, die sie eindeutig als Person und Individuum identifizierbar machen (Goffman, 1963/2003, S. 74). Beispielsweise trifft die Kombination von Namen und Geburtsdatum meist eindeutig auf nur eine Person zu. Mit Biografie meint Goffman die Gesamtheit und den logischen, zwangsläufig Sinn ergebenden Zusammenhang der verschiedenen Rollen und Persönlichkeiten eines Menschen. Bezüglich ihrer persönlichen Identität kann sich die Person mit einem Stigma in einem Bereich befinden, in dem sie persönlich bekannt ist, oder aber in einem Bereich, wo sie nicht damit rechnen muss, persönlich erkannt zu werden. Die persönliche Identität ist damit von herausragender Bedeutung, wenn die Person mit einem Stigma Informationen über sich kontrollieren möchte, die sie als Stigmaträgerin identifizieren könnten. Im hier relevanten Kontext könnte dies beispielsweise eine Anmeldung zu einer Veranstaltung der Schule sein, bei dem die Eltern angegeben werden müssen, und mit dem sich die Familie als eine mit gleichgeschlechtlichen Eltern zu erkennen gibt oder eben nicht.

Schliesslich erwähnt Goffman eine dritte Identität, die *Ich-Identität*. Damit wird das „subjektive Empfinden seiner eigenen Situation“ (Goffman, 1963/2003, S. 132) beschrieben. Eine Person mit einem Stigma empfindet, da sie die Normen der weiteren Gesellschaft meist sehr gut kennt und internalisiert hat, häufig Ambivalenz in Bezug auf ihr Stigma – Selbstverachtung oder Herabsetzung noch stärker stigmatisierter Personen können ebenso auftreten wie Situationen, in denen sie sich als der Norm entsprechend fühlt oder das Stigma nicht verstecken muss (Goffman, 1963/2003, S. 133). Ein weiterer Einflussfaktor auf die Ich-Identität ist, dass von einer Person mit einem Stigma nicht selten erwartet wird, dass sie alle Eigenschaften erfüllt, die mit dem Stigma assoziiert werden, sie also dem Stereotypen entspricht; ohne dabei jedoch all zu aufdringlich und deutlich zu sein (Goffman, 1963/2003, S. 136). Gegenüber der Gruppe derjenigen mit ähnlichem Stigma wird Loyalität erwartet, und sie bietet der Person mit dem entsprechenden Stigma möglicherweise einen Rückzugsort oder einen Ort der Akzeptanz (Goffman, 1963/2003, S. 140). In sozialen Interaktionen mit Personen ohne Stigma wird von der Person mit einem Stigma erwartet, dass sie, wo ihr Stigma relevant ist, dieses gebührend verbirgt, gleichzeitig aber Hilfe annimmt und Auskunft gibt oder in Situationen, in denen ihr Stigma nicht relevant ist, (umso mehr) der Norm entspricht (Goffman, 1963/2003, S. 143).

2.1.3. Diskreditierbare und diskreditierte Personen

Eine Eigenschaft zu haben, die Grundlage einer Stigmatisierung sein kann – ein Stigma – heisst noch nicht, dass die Person auch wirklich mit entsprechenden Reaktionen von anderen Personen konfrontiert ist. Goffman (1963/2003, S. 56) unterscheidet zwischen *diskreditierbaren*

und *diskreditierten* Personen. Erstere weisen demnach das Stigma zwar auf, es ist aber für Andere nicht erkennbar und löst daher auch keine Stigmatisierung, keine negativen Reaktionen aus. Für diskreditierbare Personen ist das Informationsmanagement zentral, also das Abwägen, wann wem wie viel über seine persönliche Identität preisgegeben werden kann, ohne als Stigmaträger_in erkannt zu werden. *Diskreditierte* Personen hingegen erfahren gemäss Goffman die negativen Reaktionen der Stigmatisierung tatsächlich, weil das Stigma für ihr Umfeld erkennbar ist. Für sie ist das Management von sozialen Interaktionen oder das Spannungsmanagement zentral, um ihr Stigma zu verstecken oder die Stigmatisierungsfolgen zu vermeiden oder zu vermindern.

Diesen beiden von Stigmata betroffenen Gruppen ist eines gemeinsam: Um Stigmatisierungen zu vermeiden, verhalten sie sich in zwischenmenschlichen Interaktionen anders, als es Menschen ohne das in der betreffenden Situation relevante Stigma tun würden. Ihr Handlungsspielraum ist daher kein frei wählbarer, sondern limitiert auf ein Verhalten, welches das Stigma nicht erkennbar oder nicht relevant macht. Sowohl das Informationsmanagement wie auch das Management von sozialen Interaktionen von Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern werden im Forschungsüberblick und in den Interviewergebnissen ausführlich beschrieben.

2.1.4. Stigma-Management

Personen mit einem Stigma können versuchen, dieses geheim zu halten. Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern könnten beispielsweise ihre Familiensituation in gewissen Kontexten, in denen Familien mit gegengeschlechtlichen Eltern diese selbstverständlich offenlegen, verschweigen. Goffman (1963/2003, S. 94) erwähnt als mögliche Strategie, um das Stigma zu verstecken, das Täuschen; in unterschiedlichem Ausmass von unwissentlichem bis zu totalem Täuschen in Form von Untertauchen. Dabei kann die vorgetäuschte soziale Identität durch andere Personen zunichte gemacht werden, welche die persönliche Identität der stigmatisierten Person kennen und sie aufdecken. Beim Täuschen treten nach Goffman (1963/2003, S. 111) vier Probleme auf: Einerseits ist dies das Ertragen von Angst und Unsicherheit bezüglich der Stabilität der Täuschungskonstruktion. Weiter nennt Goffman die Zerrissenheit zwischen Loyalität gegenüber der „eigenen“ Gruppe der Stigmatisierten und dem Wunsch nach Aufrechterhaltung der Zugehörigkeit zur den Normen entsprechenden Mehrheit, die Personen mit einem Stigma durch die Täuschung erlangt haben. Eine dritte Schwierigkeit beim Täuschen ist das Management von sozialen Interaktionen, in denen die Person mit einem Stigma ihre Verhaltensstrategien ständig neu abwägen muss; notabene Situationen, die für Personen ohne das entsprechende Stigma völlig alltägliche Routine sind. Das letzte von Goffman erwähnte, mit der Täuschung verbundene Problem Stigmatisierter beschreibt er so: „Wenn es [das Kind mit einem Stigma, das durch seine Eltern/sein Umfeld bisher von der Aussenwelt abgeschirmt wurde] sich nach draussen wagt, tut es dies daher als ein unwissentlicher Täuscher“ (Goffman,

1963/2003, S. 115). Hierbei kann das Kind unvorbereitet und nicht wissend, warum ihm Stigmatisierung widerfährt, diskreditiert werden und die negativen Folgen der so plötzlichen Stigmatisierung erfahren, was es psychisch belasten oder beeinträchtigen könnte, weil es unvorbereitet ist.

Allerdings kann die Person mit einem Stigma statt dem Täuschen auch eine offensive Strategie anwenden und das Stigma von Beginn der sozialen Interaktion an offen legen, „wodurch es [das Individuum mit einem Stigma] seine Situation radikal umformt von der eines Individuums, das Informationen zu managen hat, in die eines Individuums, das unbequeme soziale Situationen zu managen hat, von der einer diskreditierbaren Person in die einer diskreditierten Person.“ (Goffman, 1963/2003, S. 126).

Eine Technik, die zwischen Verstecken und Öffentlichmachen des Stigmas liegt, ist, zu kuvrieren (Goffman, 1963/2003, S. 128). Goffman meint damit, die „Aufdringlichkeit“ des Stigmas in sozialen Interaktionen zu vermindern oder zu verhindern, damit diejenigen Personen ohne das betreffende Stigma nicht gestört werden. Die Person mit einem Stigma wertet sich dadurch zwar selber ab, verhindert dabei aber, ansonsten möglicherweise vollständig ausgeschlossen zu werden. Gleichgeschlechtliche Eltern kuvrieren beispielsweise dann, wenn sie bewusst nicht zu zweit an Elternabende oder Schulfeste gehen, um andere Anwesende nicht zu „stören“.

2.1.5. Phasen und Muster der Stigma-Sozialisation

Grundsätzlich sind bei einer Person mit einem Stigma in ihrem Sozialisationsprozess in Bezug auf das Stigma fünf Phasen relevant (Goffman, 1963/2003, S. 45+103+128). Die erste ist diejenige, in der die Person lernt, welches die gesellschaftlichen Normen sind und diese internalisiert. In der zweiten Phase lernt die Person, dass sie ein Stigma aufweist und somit den Normen nicht entspricht. Dabei ist problematisch, dass sie somit ihren nun eigenen Normen nicht mehr entspricht, was zu inneren Konflikten und psychischen Problemen führen könnte (siehe internalisierte Homophobie, 2.3. Minoritätenstress-Modell nach Meyer). In einer dritten Phase lernt die Person mit einem Stigma, mit den Reaktionen anderer Personen auf ihr Stigma umzugehen und viertens erlernt sie Strategien des Stigma-Managements. Schliesslich gelangt sie dazu, ihr Stigma nicht mehr zu verstecken, sondern sie kann unbeschwert damit umgehen und muss in sozialen Interaktionen keine Täuschungsstrategien mehr anwenden. Wenngleich Goffman dies nicht erwähnt, sollte ergänzt werden, dass die letzte Phase Selbstakzeptanz sowie gesellschaftliche Toleranz voraussetzt.

Goffman (1963/2003, S. 45) skizziert vier Sozialisationsmuster von Personen mit einem Stigma, die alle für Kinder, die in Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern aufwachsen, relevant sein und zutreffen können. Sie werden daher gleich am Beispiel von Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern vorgestellt.

- Beim ersten Sozialisationsmuster treten die beiden oben ersterwähnten Phasen der Stigma-Sozialisation gleichzeitig ein: Das Kind mit gleichgeschlechtlichen Eltern erlernt die Norm, dass „Eltern haben“ „Vater und Mutter haben“ bedeutet. Diese Erkenntnis fällt in dieselbe Entwicklungsphase, in der es ebenfalls erkennt, dass seine Familie dieser Norm nicht entspricht.
- Das Hauptmerkmal des zweiten Musters ist, dass die Eltern und/oder das Umfeld des Kindes es in einer Umgebung aufwachsen lassen, in der das Kind mittels Informationsselektion durch die Eltern respektive das Umfeld die gesellschaftliche Norm, die es diskreditieren würde, nicht kennen lernt. Es kommt dann der Punkt, an dem das Kind nicht mehr vor der Umwelt „geschützt“ werden kann – spätestens mit dem Eintritt in den Kindergarten – und es möglicherweise negative Reaktionen gewärtigen muss.
- Die ersten beiden Muster dürften in erster Linie auf Kinder zutreffen, die seit der Geburt mit gleichgeschlechtlichen Eltern aufwachsen. Das dritte Sozialisationsmuster betrifft hauptsächlich Kinder mit gleichgeschlechtlichen Eltern, die in einer früheren, heterosexuellen Partnerschaft eines Elternteils geboren und aufgewachsen sind. Ein solches Kind wird erst später in seinem Leben stigmatisiert und „voraussichtlich wird sein besonderes Problem seine Neuentifizierung sein, und mit besonderer Wahrscheinlichkeit wird es eine Mißbilligung seiner selbst entwickeln.“ (Goffman, 1963/2003, S. 48). Ausserdem besteht eine besondere Herausforderung darin, die Beziehungen zu Menschen neu zu gestalten, die es bereits als Person ohne Stigma kannten, wobei es Akzeptanz oder auch Ablehnung erfahren kann.
- Das vierte Muster ist im hier relevanten Zusammenhang nur hypothetischer Art. Es beträfe Kinder, die in einer Gesellschaft aufgewachsen wären, in der Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern als normal angesehen worden wären, eine solche Familienkonstellation also kein Stigma bedeutet hätte, und die nun in eine andere Gesellschaft kommen, in der Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern als nicht normenkonform gelten. Eine solch akzeptierende Gesellschaft existiert jedoch (noch) nirgends. Dieses Muster ist aber möglicherweise ansatzweise anwendbar für Abstufungen zwischen Gesellschaften mit grösserer und solcher mit keiner oder niedrigerer Akzeptanz.

2.2. Erweitertes Stigma-Konzept nach Link und Phelan

Link und Phelan (2001) erarbeiteten ein Stigma-Konzept, welches dasjenige von Goffman erweitert. Sie beschreiben den Prozess der Stigmatisierung in fünf Stufen:

1. *Unterschiede erkennen und als Normabweichung bezeichnen* (Link & Phelan, 2001, S. 367): Während viele Merkmale von Menschen unbeachtet bleiben, werden einige als bedeutsam in sozialen Interaktionen angesehen. Dass das Bestehen dieser Unter-

schiede als völlig selbstverständlich angesehen und nicht reflektiert wird, macht sie besonders beständig. Um Kategorien zu bilden, sind starke Vereinfachungen nötig, und die soziale Konstruiertheit derselben zeigt sich darin, dass sie zeit- und ortsabhängig sind. Ein Stigma möchten Link und Phelan deshalb als „label“, also eine Etikettierung, verstanden wissen, das mehr mit der Person zu tun hat, die einen Unterschied als relevant und normverletzend hervorhebt und damit erst erschafft, als mit der Person, der diese Eigenschaft zugeordnet wird.

2. *Unterschiede mit negativen Eigenschaften in Verbindung bringen* (Link & Phelan, 2001, S. 368): In einem zweiten Schritt wird der Person aufgrund des Labels ein negativer Stereotyp, also ein „set of undesirable characteristics“ (Link & Phelan, 2001, S. 369) zugewiesen.
3. *Trennung von „Wir“ und „Sie“* (Link & Phelan, 2001, S. 370): Mit der Zuschreibung von negativen Stereotypen werden diejenigen mit einem Label zu Anderen und Schlechteren. Bisweilen werden die Personen gar mit dem ihnen zugeschriebenen Label verwechselt, so wird beispielsweise ein Kind mit einer homosexuellen Mutter als „Lesbenkind“ oder ein Mensch mit einer dunkleren Hautfarbe als „Schwarze_r“ bezeichnet.
4. *Statusverlust und Diskriminierung* (Link & Phelan, 2001, S. 370): Hier findet die eigentliche Stigmatisierung, der aktive Ausschluss, die Zurückweisung und Abwertung statt. Dies führt dazu, dass stigmatisierte Menschen weniger Chancen haben als nicht stigmatisierte, und zwar häufig in ganz zentralen Lebensbereichen wie Einkommen, Bildung oder Gesundheit. Der Statusverlust kann unbewusst zugefügt werden, beispielsweise indem Personen, die mit einem Label versetzt wurden, weniger Beachtung geschenkt wird, ihre Äusserungen und Vorschläge nicht ernst genommen werden, oder sie, beispielsweise in der Schule, nicht oder weniger gefördert werden. Dieses Verhalten entsteht zwar aufgrund der Stigmatisierung, bekräftigt aber, da es unbewusst vonstatten geht, die Person, welche stigmatisiert in ihrer Einschätzung, es mit einem minderwertigen Menschen zu tun zu haben, da sie ihm mit eben diesem Verhalten Chancen genommen hat, um ihr das Gegenteil zu beweisen. Nun kann sowohl das Label *per se* oder aber der tiefere Status, der daraus resultiert, zu *individueller Diskriminierung* in der sozialen Interaktion oder zu *struktureller Diskriminierung*, die beispielsweise durch institutionalisierte Zugangsbeschränkungen zu zentralen gesellschaftlichen Institutionen wirken, führen. Des Weiteren ist die „*Selbstdiskriminierung*“ ein nicht zu unterschätzender Faktor: Alle Gesellschaftsmitglieder haben in ihrer Sozialisation bestimmte Stereotypen und darauf basierende Bewertungen internalisiert. Wird sich nun ein Mensch einer eigenen diskreditierbaren Eigenschaft (Label, Stigma) bewusst oder „erwirbt“ diese, so ist er sich aller dieser Stereotypen bewusst, befürchtet Diskriminierung und meint zu

wissen, dass er, weil er diese Eigenschaft aufweist, nicht zu einem gleichberechtigten Gesellschaftsmitglied berechtigt ist (vgl. oben: Phasen und Muster der Stigma-Sozialisation, zweite Phase / vgl. unten: Minoritätenstress-Modell nach Meyer, internalisierte Homophobie). Dies beeinflusst sein Verhalten, und er wird sich möglicherweise eher so verhalten, dass er den stereotypen Vorstellungen entspricht, weil er sich nun selbst für minderwertig hält und Rückzug, Unsicherheit und andere Verhaltensweisen ihn vor Diskriminierung schützen sollen, gleichzeitig aber gesellschaftlich als negative Eigenschaft mit dem Label verknüpft sind. Dies wiederum ist für nicht stigmatisierte Menschen eine Bestätigung des Stereotyps und eine Rechtfertigung für Abwertung und Diskriminierung. Eine Stigmatisierung liegt gemäss Link und Phelan nur dann vor, wenn der Schritt der Diskriminierung eintritt, wofür aber noch eine letzte Bedingung gegeben sein muss, nämlich Machtungleichheit.

5. *Machtungleichheit* (Link & Phelan, 2001, S. 375): Link und Phelan betonen, dass es Macht bedarf, um stigmatisieren zu können – das Labeling und die Verknüpfung des Labels mit negativen Stereotypen allein vermag noch keine Stigmatisierung auszumachen. Die Machtungleichheiten (mehr Macht/Stigmatisierende_r vs. weniger Macht/Stigmatisierte_r) sind meist ebenso unreflektiert und werden als gegeben, selbstverständlich und legitim gesehen wie das Label (siehe 1.), sodass das Augenmerk erneut auf dem Stigma liegt statt auf der Machtungleichheit, mit welcher dieses erst für relevant erklären werden kann.

Selbstverständlich gilt für die beschriebenen Komponenten und Schritte einer Stigmatisierung nicht entweder „erfüllt“ oder „nicht erfüllt“, sondern sie sind als Kontinuum zu sehen. Ebenso sind, ihren jeweiligen persönlichen, sozialen und ökonomischen Ressourcen entsprechend und der Frage, ob sie noch andere Stigmatisierungen erleiden, nicht alle Menschen mit demselben Stigma oder Label denselben Folgen unterworfen.

Link und Phelan definieren Stigma als „the convergence of interrelated components. Thus, stigma exists when elements of labeling, stereotyping, separation, status loss, and discrimination occur together in a power situation that allows them.“ (2001, S. 377). Für eine Stigmatisierung ist also Macht (power) notwendig, um ein Merkmal oder Label als diskreditierbar und stigmatisierungswürdig in der Gesellschaft zu verankern, um die Verknüpfung des Labels mit negativen Stereotypen kulturell zu festigen, um in Wir und Sie zu trennen sowie um den stigmatisierten Menschen den Zugang zu zentralen Lebensbereichen und Chancen zu erschweren oder zu verunmöglichen und so zu Diskriminierung und Statusverlust auf sozialer, kultureller, ökonomischer und politischer Ebene zu führen (Link & Phelan, 2001, S. 376+378).

2.3. Minoritätenstress-Modell nach Meyer

Wie Link und Phelan (2001) deutlich machten, kann eine Stigmatisierung erst durch Machtungleichheit wirksam werden. Weil Minderheiten grundsätzlich weniger Macht haben, betreffen Stigmatisierungen fast immer Minderheiten. Meyer hat das Minoritätenstress-Modell erarbeitet, mit dem eine besondere Art von Stress, die bei Minderheiten (Minoritäten) entstehen kann, beschrieben wird. Auch wenn das Modell von Meyer sich auf homo-/bisexuelle Menschen bezieht, kann es auch für die Kinder dieser Menschen zutreffen, weil sie ähnlichen Stigmatisierungsprozessen unterworfen sind und Vorurteilen ausgesetzt sind, die auf der homo-/bisexuellen Orientierung ihrer Eltern beruhen. Das Modell ist auf untenstehender Abbildung dargestellt und wird im Folgenden erläutert.

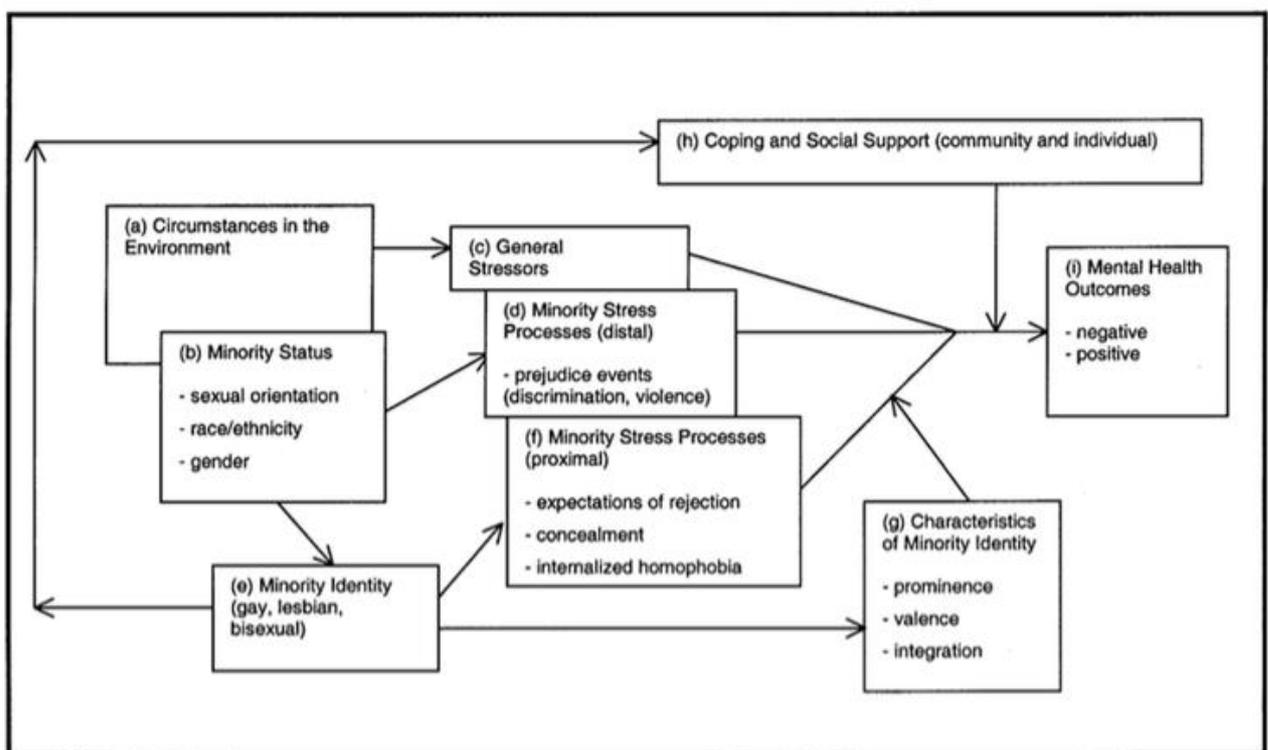


Figure 1.
Minority stress processes in lesbian, gay, and bisexual populations.

Abbildung 1. Minoritätenstress-Prozesse. Nach Meyer, 2003, S. 35.

Zusammengefasst besagt die Minoritätenstresstheorie, dass homo-/bisexuelle Menschen nebst allgemeinen Stressoren (Abbildung 1, (c)) zusätzlichen, auf ihrer sexuellen Orientierung beruhenden Stressoren (Abbildung 1, (d+f)) ausgesetzt sind oder sich allgemeine Stressoren für sie negativer auswirken, was ihre psychische Gesundheit beeinträchtigt (Abbildung 1, (i)) (Meyer, 2003, S. 4). Ein Mensch reagiert mit Anpassungs- oder Copingstrategien (Abbildung 1, (h)) auf Stressoren, also auf Zustände oder Ereignisse, die den normalen, alltäglichen Lauf der Dinge oder für die Person zentrale, wichtige Faktoren stören oder beeinträchtigen (Meyer, 2003, S. 2). In diesem Vorgang des Versuches der Abwehr dieser Stressoren entsteht erneuter

Stress. Für Menschen, die einer Minderheitengruppe angehören, sind Stigmatisierungen Stressoren. Der daraus entstehende Stress wird von Meyer Minoritätenstress genannt – Stress also, der seinen Ursprung darin hat, dass ein Mensch einer stigmatisierten Gruppe angehört und damit Diskriminierungen und den Umgang mit der Abweichung von Normen zu bewältigen hat (Meyer, 2003, S. 3). Kann dieser Stress nicht oder nicht in genügendem Ausmass mit erfolgreichen Copingstrategien bewältigt werden, ist als Folge eine Beeinträchtigung der psychosozialen Gesundheit sehr wahrscheinlich (Abbildung 1, (i)). Meyer (2003, S. 4) charakterisiert Minoritätenstress als

- einzigartig aufgrund des Stigmas: Es kommt zusätzlich zu allgemeinen Stressoren, die alle Menschen erleben (können), hinzu.
- chronisch: Das Stigma verschwindet nicht einfach so, und auch die gesellschaftlichen Stigmatisierungsprozesse und -strukturen bleiben erhalten.
- sozialen/gesellschaftlichen Ursprungs: Anders als viele allgemeine Stressoren liegt der Grund für Minoritätenstress nicht in der Persönlichkeit oder Körperlichkeit des Individuums, sondern in sozialen Zuschreibungen.

Im theoretischen Modell und validiert durch eine Metaanalyse mehrerer Studien führt Meyer (2003, S. 5+10) vier Stressoren an, die für den Minoritätenstress homo-/bisexueller Menschen besonders relevant sind und ihre psychische Gesundheit beeinträchtigen können:

- Stigmatisierungserfahrung: Ausserhalb der Person liegende, stresserzeugende Zustände oder Ereignisse wie Diskriminierungs- oder Gewalterfahrungen (physisch, psychisch, sozial, ...).
- Stigmatisierungsbefürchtung: Da die diskreditierbare Person die gesellschaftliche Norm kennt (siehe letzter Punkt: internalisierte Homophobie), ihr aber nicht entspricht, rechnet sie immer mit Stigmatisierung, was sie zu ständiger Wachsamkeit führt und soziale Interaktionen zu einem „Spiessrutenlauf“ werden lassen kann. Sie erwartet und befürchtet, zurückgewiesen und diskriminiert zu werden, wobei diese Erwartung sehr anstrengend ist, und die ständige Gefahr der Abwertung der eigenen Identität nicht folgenlos für die Selbstwahrnehmung bleibt, sondern zur Folge haben kann, negative Stereotypen zu erfüllen oder in stereotypisierten Lebensbereichen nicht die Leistung zu erbringen, welche sie erbringen könnte, weil es nicht von ihr erwartet wird.
- Verstecken versus offenlegen: Die homo-/bisexuelle Orientierung (oder die Familienkonstellation mit gleichgeschlechtlichen Eltern) zu verheimlichen kann zwar als Copingstrategie verwendet werden, um keine Stigmatisierung zu erfahren. Das Verschweigen ist jedoch häufig mindestens ebenso stressbeladen, denn es verlangt äusserst viel Aufmerksamkeit, Abwägen, Verhaltensanpassung oder Lügen, um nicht entdeckt zu werden. Wird die homo-/bisexuelle Orientierung jedoch offen erwähnt und

nicht versteckt, müssen möglicherweise negative Reaktionen des Umfelds und die Stigmatisierung verarbeitet werden (siehe erster Punkt: Stigmatisierungserfahrung).

- Internalisierte Homophobie: Meyer (2003, S. 14) beschreibt internalisierte Homophobie als „internalization of societal antigay attitudes in lesbians and gay men“. Die von Stigmatisierung betroffene Person wendet die Stigmatisierung also auf sich selber an, weil sie im Sozialisationsprozess gelernt hat, die Normen der breiten Gesellschaft zu übernehmen, und weil diese für sie selbst auch Gültigkeit haben. Dies bedeutet, dass die homo-/bisexuelle Person ihre sexuelle Orientierung nicht akzeptieren kann, was eine Selbstabwertung darstellt.

Minoritätenstress zeigt sich also auf einer Bandbreite zwischen gesellschaftlich/kulturell verankerten Vorurteilen, Stereotypen, Stigmatisierungen und Diskriminierungen und den individuellen psychologischen Faktoren von Stigmatisierung, insbesondere der Internalisierung, also der Übernahme der gesellschaftlichen Umstände in das Denken und die Überzeugungen der stigmatisierten Person. Gleich wie für den Minoritätenstress sowohl individuelle als auch gesellschaftliche Faktoren von Bedeutung sind, so sind sie es auch für den Umgang damit, also das Coping. Der Brockhaus beschreibt Coping als die „psychische Bewältigung und Verarbeitung von Belastungen“ („Coping“, 2012). Die möglichen negativen Folgen von Minoritätenstress auf die psychosoziale Gesundheit können durch erfolgreiche Copingstrategien und Schutzfaktoren sowohl persönlicher Art auf individueller Ebene wie auch „gesellschaftlicher“ Art, was hier die Gruppe der von gleicher Stigmatisierung betroffenen Menschen meint, abgewendet oder kompensiert werden (Abbildung 1, (h)). Als Copingstrategien auf der Gruppenebene können gemeinsame Treffen dienen, die einen sicheren, stigmatisierungsfreien Rahmen bilden (Meyer, 2003, S. 6). Beratungs- und Therapieangebote für den Umgang mit Stigmatisierungserfahrungen oder schlicht Solidarität, Unterstützung und das Gefühl von Zusammengehörigkeit sowie eine positive Sichtweise auf die stigmatisierte Eigenschaft werden von Meyer ebenfalls als Copingstrategien genannt. Meyer (2003, S. 21) meint, dass, wenn ein Menschen seit Geburt stigmatisiert ist, sein Aufwachsen in einem unterstützenden Umfeld oder in einer Gruppe Seinesgleichen seine Resilienz stärken wird und sein Coping mit der Stigmatisierung erfolgreicher sein wird, als wenn er erst später stigmatisiert wird und zuvor bereits gesellschaftsnormativ sozialisiert wurde. Demzufolge könnten Kinder, die seit Geburt mit gleichgeschlechtlichen Eltern aufwachsen, besser mit Stigmatisierungserfahrungen umgehen als solche, die erst später, beispielsweise nach einer Trennung aus einer heterosexuellen Partnerschaft, mit gleichgeschlechtlichen Eltern leben. Schliesslich hat auch die Identität der stigmatisierten Person einen bedeutenden Einfluss auf die Auswirkungen der Stigmatisierung auf sie als Minoritätengruppen-Angehörige (Abbildung 1, (g)). Dabei sind die Faktoren Wichtigkeit des Stigmas, Bewertung desselben und Integration der stigmatisierten Eigenschaft in die Gesamtidentität entscheidend (Meyer, 2003, S. 7). Ist beispielsweise der stigmatisierte Anteil

der Identität einer Person für diese sehr bedeutend und zusätzlich von ihr selber nicht akzeptiert, so ist es sehr viel wahrscheinlicher, dass ihre psychische Gesundheit darunter leidet (Meyer, 2003, S. 7). Sollte sie ausserdem weitere stigmatisierte Identitätsanteile haben oder den stigmatisierten Identitätsanteil nicht mit ihren anderen Identitätsanteilen in Einklang bringen können (Widersprüche), würde sich dies noch verschärfend auswirken. Eine Selbstidentifikation mit mehreren für die Person wichtigen und miteinander verknüpften, von ihr positiv bewerteten Identitätsbestandteilen, und ein Stellenwert des stigmatisierten Identitätsanteils als nicht die wichtigste, zentrale Identität, wäre nach Meyer die sicherste Identität.

3. Theoretische Bezüge aus der Sozialen Arbeit

Neben den im letzten Kapitel vorgestellten soziologischen und psychologischen Theorien und Modellen werden im Folgenden Ansätze aus der Sozialen Arbeit präsentiert, welche für die vorliegende Arbeit von Bedeutung sind und bei der Analyse der empirischen Ergebnisse relevant sein werden. Sie explizieren, wie Soziale Arbeit verstanden und aus welchem Blickwinkel und mit welchen Instrumenten soziale Probleme hier betrachtet werden.

3.1. Professionelles Mandat: Wissenschaft und Menschenrechte

Das doppelte Mandat der Sozialen Arbeit im engeren Sinne – Hilfe und Kontrolle – kann für die hier behandelte Thematik nur untergeordnet Anwendung finden. Denn es ist wahrscheinlich, dass die allermeisten Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern keine Klient_innen der Sozialen Arbeit sind, und dass auch bei Stigmatisierungserfahrungen in der Schule nur ein kleiner Teil der betroffenen Kinder Schulsozialarbeit oder andere sozialarbeiterische Angebote in Anspruch nimmt. Auch die Kontrolle im Sinne einer Normierung von abweichendem Verhalten oder abweichenden Lebensumständen der Klient_innen Sozialer Arbeit ist auf individueller Ebene real kaum vorhanden, da die meisten Sozialarbeiter_innen, die mit Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern zu tun haben, kaum dahingehend arbeiten, diese Familien zu heteronormativen Familien „umzuerziehen“. Allerdings könnten institutionelle oder strukturelle Kontrollmechanismen bestehen, an denen die Soziale Arbeit beteiligt ist, beispielsweise, wenn einem lesbischen Paar, das mittels heterologer Insemination Eltern geworden ist, von der Kinderschutzbehörde auch gegen seinen Willen eine Beistandschaft zur Klärung der Vaterschaft angeordnet wird. Obwohl solche Fragen und die Rolle der Sozialen Arbeit darin äusserst interessant zu beleuchten wären, sind sie nicht Teil der hier untersuchten Thematik.

Wenn nun aber das sozialarbeiterische Interesse an den Erfahrungen von Kindern mit gleichgeschlechtlichen Eltern in der Schule nicht darin begründet liegt, dass die Thematik eine grosse Relevanz für die institutionalisierte Soziale Arbeit hat, worin liegt es dann? Soziale Arbeit

bewegt sich nicht nur im Rahmen institutionalisierter Hilfe, und soziale Probleme sind nicht nur solche, welche in den Institutionen Sozialer Arbeit Niederschlag finden. Wie Silvia Staub-Bernasconi, eine bedeutende Person für die Theorieentwicklung in der Sozialen Arbeit, treffend aufgezeigt hat, muss ein drittes Mandat beachtet werden, unter das die vorliegende Fragestellung am ehesten subsummiert werden kann. Das Tripelmandat umfasst nebst Hilfe und Kontrolle ein drittes Mandat, nämlich das der Profession, welches die wissenschaftliche Fundierung und den Ethikkodex beinhaltet (Staub-Bernasconi, 2007, S. 6). Zur wissenschaftlichen Erforschung eines sozialen Problems gehört demnach, dieses analytisch zu beschreiben sowie Ursachen wie auch Lösungen mit wissenschaftlichem Anspruch ausfindig zu machen. In Bezug auf die Erfahrungen von Kindern mit gleichgeschlechtlichen Eltern im Kontext Schule heisst dies herauszufinden, ob ein soziales Problem besteht, und wenn ja, wer was zu dessen Lösung beitragen kann. Insbesondere die Beurteilung, was ein soziales Problem ist, dürfte allerdings schwer fallen, denn welche Kriterien sollen dabei angewandt werden? Hierfür ist der zweite Bestandteil des dritten Mandats eine Orientierungshilfe: Der Ethikkodex der Sozialen Arbeit, wie er von Staub-Bernasconi verstanden wird, orientiert sich an den Menschenrechten und an Gerechtigkeit; sie sind die Bewertungskriterien. Darauf Bezug nehmend, werden in den folgenden Abschnitten mögliche in diesem Kontext relevante Grundsätze aufgeführt.

Die Konvention über die Rechte des Kindes der Vereinten Nationen besagt in Artikel 2 Absatz 2: „Die Vertragsstaaten treffen alle geeigneten Massnahmen, um sicherzustellen, dass das Kind vor allen Formen der *Diskriminierung oder Bestrafung* wegen des *Status* [Hervorhebungen v. Verf.], der Tätigkeiten, der Meinungsäusserungen oder der Weltanschauung *seiner Eltern* [Hervorhebungen v. Verf.], seines Vormunds oder seiner Familienangehörigen geschützt wird.“ (unicef Schweiz, 1989). Artikel 3 stellt das Wohlergehen des Kindes, Artikel 8 den Schutz seiner Identität inklusive seiner Familienbeziehungen³ sicher. Das in Artikel 28 verbrieftete Recht auf Bildung postuliert Chancengleichheit und ein Schulklima, das die Menschenwürde, die Gleichwertigkeit der Kinder sowie Toleranz gewährt. Sollten Kinder mit gleichgeschlechtlichen Eltern stigmatisiert und diskriminiert werden, weil sie gleichgeschlechtliche Eltern haben, wären diese Grundsätze nicht erfüllt, die Rechte des Kindes beeinträchtigt und eine Intervention vonseiten der Sozialen Arbeit angezeigt.

Soziale Arbeit setzt dort ein, wo soziale Probleme bestehen oder zukünftige soziale Probleme erkennbar werden. Soziale Probleme lassen sich dadurch feststellen, dass biopsychosoziale menschliche Bedürfnisse nicht befriedigt werden, und dass der betroffene Mensch den hieraus entstehenden Spannungszustand nicht mit eigenen Ressourcen bewältigen kann (Gadient & Truttmann, 2013, S. 50). Die Autor_innen nennen in diesem Zusammenhang beispielsweise

³ Die Kinderrechtskonvention erwähnt allerdings explizit nur die „gesetzlich anerkannten“ Familienbeziehungen, welche bei Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern nicht selten in Diskrepanz zu den tatsächlich gelebten Familienbeziehungen stehen, beispielsweise durch das in der Schweiz und in vielen anderen Ländern bestehende (Stiefkind-)Adoptionsverbot.

Integritätsverletzungen durch Hänseleien, Ausschluss, Diskriminierung oder fehlende Anerkennung, die Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern erleben. Weiter erwähnen sie rechtliche Restriktionen, die gleichgeschlechtliche Paare von Fortpflanzungsmethoden oder Adoptionsmöglichkeiten, die für gegengeschlechtliche Paare zugänglich sind, ausschliessen oder ihnen den Zugang dazu erschweren. Dies indiziert einen Handlungsbedarf für die Soziale Arbeit, denn „die Soziale Arbeit verpflichtet sich unter anderem durch ihre Grundsätze (Ethos), einen gesellschaftlichen Beitrag für diejenigen Gruppen zu leisten, die dauernd in der Verwirklichung ihres Lebens eingeschränkt sind. In der gegenwärtigen Situation trifft dies auf Regenbogenfamilien in der Schweiz zu. Sie sind aufgrund der fehlenden sozialen Anerkennung und den gegebenen gesetzlichen Bedingungen eingeschränkt in ihrem Bedürfnis nach erfülltem Menschsein. Weiter sagen die Grundsätze, dass sich die Professionellen der Sozialen Arbeit mittels sozialpolitischen Interventionen an Lösungen von strukturellen Problemen zu beteiligen haben. In Bezug auf die Regenbogenfamilien besteht darin auf gesetzlicher Ebene Handlungsbedarf.“ (Gadient & Truttmann, 2013, S. 55). Die beiden Autor_innen schlagen daher vor, Soziale Arbeit solle sich in Politik und Öffentlichkeit für die Gleichstellung von Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern mit anderen Familienformen einsetzen. Ausserdem nennen sie Interventionsmöglichkeiten der Sozialen Arbeit auf drei Ebenen. Auf der Mikroebene kann die Soziale Arbeit mittels Beratung die Situation von Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern verbessern (Gadient & Truttmann, 2013, S. 59), beispielsweise bei Themen wie Familiengründung, Familienidentität und -organisation, familiäre Rollenklärung, Kindererziehung und kindliche Bedürfniserfüllung. Die gleichwertige und wertschätzende Thematisierung verschiedener Lebens- und Familienformen in den Schulen und anderen gesellschaftlichen Institutionen, an denen die Soziale Arbeit beteiligt ist und/oder Einflussmöglichkeiten hat, soll die Akzeptanz von Vielfalt und damit auch von Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern auf der Mesoebene zu erhöhen helfen (Gadient & Truttmann, 2013, S. 67). Auf der Makroebene nennen Gadient und Truttmann (2013, S. 73) das politische Handeln in der täglichen sozialarbeiterischen Tätigkeit, das aktive politische Engagement, die Beratung von Politiker_innen sowie die politische Bildung der betroffenen Menschen (hier Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern), um eine gleichberechtigte Teilhabe und Gleichstellung von Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern auf gesellschaftlicher, insbesondere rechtlicher Ebene zu erreichen.

3.2. Lebensweltorientierung

Lebensweltorientierte Soziale Arbeit ist ein Mittel zur Erreichung sozialer Gerechtigkeit (Grunwald & Thiersch, 2010, S. 102) und dient damit einem der Ziele Sozialer Arbeit. Die soziale Gerechtigkeit ist betroffen, wenn Kinder Stigmatisierungen erleben, aus denen ihnen möglicherweise Nachteile in ihrer persönlichen und/oder schulischen Entwicklung erwachsen. Dies betrifft eindeutig den Alltag der betroffenen Familien, und ein lebensweltlich orientierter An-

satz kann dazu beitragen, problematische und einschränkende Zustände und Muster aufzudecken und zu beseitigen sowie Voraussetzungen für einen gelingenderen, gerechteren Alltag ausfindig zu machen und umzusetzen. Die Verbesserung der Lebensbedingungen kann auf materieller oder politischer Ebene erreicht werden, aber unter Umständen auch mittels einer Änderung in den Deutungs- und Handlungsmustern der Betroffenen geschehen (Grunwald & Thiersch, 2010, S. 105). Allerdings gelte es hierbei besonders zu beachten, dass dies nur durch Verhandlung geschehen dürfe, also in einer gleichberechtigten, gleichwertigen Interaktion zwischen Betroffenen und Professionellen der Sozialen Arbeit, sodass Erstere nicht durch Letztere instrumentalisiert und viktimisiert würden. Integration und Partizipation sind die ethischen Grundpfeiler einer lebensweltorientierten Sozialen Arbeit nach Grunwald und Thiersch (2010, S. 106).

Der Begriff Lebensweltorientierung wird heute in der Sozialen Arbeit schnell einmal konzeptlos und nicht theoretisch fundiert verwendet, indem häufig die gesellschaftliche Ebene ausgeblendet wird oder die Professionellen der Sozialen Arbeit vorschnelles Verstehen vorgeben, weshalb eine Konkretisierung Not tut. Grunwald und Thiersch (2010, S. 103+109) haben bereits auf eine doppelte Aufgabe der Lebensweltorientierung hingewiesen. Sie wollen lebensweltorientierte Soziale Arbeit so verstanden wissen, dass sie die individuelle Wahrnehmung des Alltags und die damit interagierenden Handlungsmuster, aber auch die Wünsche und Hoffnungen der Menschen ebenso berücksichtigen sollte wie den gesellschaftlichen, strukturellen und persönlichen Kontext, in dem diese entstehen. Interventionen der Sozialen Arbeit sollen deshalb so ausgerichtet sein, dass sie von den Menschen, denen sie zu helfen vorgeben, auch als hilfreich und sinnvoll angesehen werden. Die Verwendung des Begriffes *Lebensweltorientierung* kritisierend, nennt auch Kraus wichtige Differenzierungen und Konkretisierungen. Kraus unterscheidet Lebenslage als die „materiellen und immateriellen Lebensbedingungen eines Menschen“ und Lebenswelt als das „unhintergebar subjektive Wirklichkeitskonstrukt eines Menschen (welches dieser unter den Bedingungen seiner Lebenslage bildet).“ (Kraus, n.d., S. 11). Soziale Arbeit solle dabei nicht den Fehlschluss begehen zu meinen, durch die Erfassung der Lebenslage die Lebenswelt ihrer Anspruchsgruppen oder -personen zu kennen. Da Soziale Arbeit gegebenenfalls auf die Lebenslage einwirken soll, und weil die Lebenswelt durch die Lebenslage beeinflusst wird, ist es wichtig, fundiert über die Lebenslage Bescheid zu wissen. Wie ein Mensch seine Lebenslage erlebt, kann allerdings nur durch diesen Menschen selbst geäußert werden. Eine gleiche Lebenslage wird von verschiedenen Menschen selbst in gleichen kulturellen und gesellschaftlichen Verhältnissen nicht zwingend gleich beurteilt; einer mag sie akzeptabel finden, der andere veränderungsbedürftig. Diese Prämissen und dieses Verständnis von Lebensweltorientierung werden in der hier vorliegenden Arbeit berücksichtigt und verwendet.

3.3. Biografie

Ein weiterer relevanter theoretischer Bezug ist derjenige der Biografie. Die Lebenswelt, das heisst die subjektiven Erfahrungen des Individuums, sind hierbei – wie auch bei der Lebensweltorientierung – von ebenso grosser Bedeutung wie gesellschaftliche Einflüsse, die bei der kognitiven Entstehung und der daraus folgenden Präsentation einer individuellen Biografie ebenfalls einen wichtigen Platz einnehmen (Hanses, 2010). „Sie [die Biografie] ist weder auf die Figur eines wahren subjektiven Erfahrungsstroms noch auf die Ausschließlichkeit einer diskursiven Praxis, noch auf einen subjektiven Selbstentwurf oder auf gesellschaftliche Erfordernisse einseitig aufzulösen.“ (Hanses, 2010, S. 114). Biografie ist demnach ein Zusammenspiel von individueller Persönlichkeit, eigenem Erleben und eigenen Wünschen, sozialen Interaktionen und gesellschaftlichen Einflüssen. Die Erschliessung einer Biografie mittels Forschung geschieht demzufolge, wie es bereits der Symbolische Interaktionismus postuliert, durch Erzählung: Das Individuum präsentiert, erzählt seine Lebenserfahrungen und seine Geschichte, die eine Zusammensetzung sind aus Erinnerungen und gesellschaftlichen Einflüssen sowie der aktuellen Lebenssituation, in der es sich gegenwärtig befindet. Biografie ist im Verständnis Hanses' (2010) nicht etwa als objektive Wahrheit zu verstehen, sondern als intersubjektive Realität, bei der das Erlebte unter Umständen in etwas anderer Form wiedergegeben wird als es damals stattgefunden hat und durch die Erzählung die Identität des erzählenden Menschen mitgeformt wird. Nicht zuletzt lässt sich der biografische Ansatz bestens mit Goffmans Stigma-Konzept (siehe oben) verknüpfen, wie Hanses (2010, S. 116) feststellt, nämlich insofern, dass in sozialen Interaktionen Biografie und damit auch Identität erst hergestellt und relevant wird. Allerdings stellen eben diese Interaktionen auch eine Gefahr für die Biografie dar, nämlich dann, wenn darin Stigmatisierungen geschehen, und diese Brüche oder Beschädigungen an der Biografie verursachen (Hanses, 2010). Dies könnten auch Beschädigungen an einer zukünftigen, gewünschten Biografie sein, falls eine Stigmatisierung Zukunftsperspektiven verunmöglicht. Denn die individuellen biografischen Erfahrungen sind handlungsleitend für weitere, ähnliche Erfahrungen und in diesem Sinne Lernen (Hanses, 2010). Dass sich Menschen in Interaktionen präsentieren, Teile ihrer „tatsächlichen“ Biografie preisgeben und andere nicht, ist sowohl ein Merkmal des Biografie-Konzepts als auch von Goffmans Stigma-Konzept, dort mit Techniken des Stigma-Management bezeichnet.

Obwohl eigentlich Grundlage jeglichen Handelns in der Sozialen Arbeit, sei nochmals explizit darauf hingewiesen, dass sowohl die Lebensweltorientierung als auch das Biografie-Konzept von Hanses davon ausgehen, dass Problemanalyse, Lösungen und Interventionen nur mit den Betroffenen zusammen erarbeitet werden können, um wirksam zu sein. Es zeigt sich, dass sowohl das Lebenswelt- als auch das Biografie-Konzept äusserst geeignete Herangehensweisen sind, um die erlebten Erfahrungen aus Sicht der Betroffenen erfassen zu können. Als

Forschungsmethoden mit grossem oder gar genuinem Bezug zur Sozialen Arbeit sind sie bestens für die Erörterung der hier relevanten Fragestellungen anwendbar. Zuerst wird jedoch ein Blick auf den aktuellen Forschungsstand zum Thema Stigmatisierungserfahrungen von Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern geworfen.

4. Aktueller Forschungsstand

In diesem Kapitel werden einige Ergebnisse aus Studien präsentiert, die sich mit der Frage beschäftigen, ob Kinder mit gleichgeschlechtlichen Eltern Stigmatisierungen erfahren und wenn ja, welcher Art und welchen Ausmasses diese sind sowie welche Folgen sie haben können. Freundschaftsbeziehungen der Kinder und die Offenheit der Familien in Bezug auf ihre Familienkonstellation, Copingstrategien, Schutz- und Risikofaktoren bei Stigmatisierungen werden ebenfalls thematisiert. Wissenschaftliche Erkenntnisse, dass Kinder, die bei gleichgeschlechtlichen Eltern aufwachsen, keine Nachteile in ihrer psychosozialen Entwicklung und Gesundheit erfahren, sind heute breit anerkannt und bekannt (bspw. Bos & van Balen, 2008, S. 222; Carapacchio, 2009; Gershon et al., 1999, S. 444; Streib-Brzič & Quadflieg, 2011, S. 7; Stacey & Biblarz, 2001, S. 176). Der sich am stärksten haltende Einwand, warum gleichgeschlechtliche Paare dennoch keine Kinder aufziehen sollten, ist derjenige, dass die Kinder unter der Familiensituation derart leiden würden, dass sie von ihren Freund_innen oder von anderen Menschen in ihrem Umfeld gehänselt, ausgeschlossen oder anderweitig mit negativen Reaktionen konfrontiert würden, was mitunter ihre psychische Gesundheit beeinträchtigt (bspw. Clarke, 2001). Mit dieser Argumentation wird die Stigmatisierung zu einer selbsterfüllenden Prophezeiung, und Clarke bezeichnet sie denn auch als „example of blaming the victim“ (2001, S. 566), weil die Kinder gleichgeschlechtlicher Eltern aufgrund der Stigmatisierung, die gleichgeschlechtliche Liebe erfährt, überhaupt erst gehänselt werden, wofür aber nicht die gleichgeschlechtlichen Eltern, sondern heterosexistische Einstellungen aufseiten der Stigmatisierenden und der Gesellschaft verantwortlich seien (siehe auch Stacey & Biblarz, 2001, S. 178). Davor, diese Stigmatisierung und die damit verbundenen Einwände gegen gleichgeschlechtliche Elternschaft zu übernehmen, sind auch gleichgeschlechtliche Paare, die sich mit ihrem Kinderwunsch auseinandersetzen oder bereits Kinder haben, häufig nicht gefeit; sie internalisieren und äussern sie manchmal selber (bspw. Bos & van Balen, 2008, S. 222, Kosciw & Diaz, 2008, S. 43).

4.1. Stigmatisierungserfahrungen

Um die Vergleichbarkeit zwischen den Studien und den Zusammenhang sowie das Verständnis innerhalb der einzelnen Studien zu bewahren, können die Ergebnisse nicht nach

Kriterien wie Häufigkeit, Anteil der Betroffenen, Art der Diskriminierung oder diskriminierenden Personen unterteilt werden. Dafür wurde eine Unterteilung nach Land vorgenommen. Damit wird ausdrücklich keine grundsätzliche Unterschiedlichkeit im Erleben und im Anteil der Stigmatisierungserfahrungen impliziert, und es sind denn auch kaum Unterschiede zwischen den untersuchten Ländern feststellbar.

4.1.1. Deutschland

Obwohl Berger, Reisbeck und Schwer in ihren Interviews mit 17 lesbischen Müttern, 6 schwulen Vätern und 6 Kindern einiger dieser Paare keine „direkten Stigmatisierungen“ (Berger, Reisbeck & Schwer, 2000, S. 73) der Kinder feststellen, müssen ihr Interviewergebnis und ihre Schlussfolgerung als Hinweise zumindest indirekter Stigmatisierung eingestuft werden. Die Autor_innen haben nämlich herausgefunden, dass einige Kinder bei Fragen zu ihrer Familienform den Fragen ausweichen oder teilweise gar lügen. Dies verhindert bei diesen Kindern einen natürlichen Umgang mit dem Thema Familie, wie ihn Kinder aus Familien mit gegengeschlechtlichen Eltern ganz unbekümmert pflegen können. Einige Kinder wünschen sich von ihren gleichgeschlechtlichen Eltern auch, dass sie ihre Beziehung nicht öffentlich zeigen (Berger et al., 2000, S. 69). Die Autor_innen schlussfolgern, dass die Kinder ihre Familienform nicht aufgrund einer inneren, eigenen Überzeugung verstecken und sie auch nicht ablehnen, sondern aufgrund der gesellschaftlich vorherrschenden Vorurteile und aus Angst vor negativen Reaktionen des Umfelds nicht offen damit umgehen (Berger et al., 2000, S. 73).

Streib-Brzič und Quadflieg (2001) interviewten 22 Kinder und Jugendliche mit gleichgeschlechtlichen Eltern in Deutschland zu ihren Erfahrungen in der Schule im Zusammenhang mit ihrer Familienkonstellation. Sie stellten fest, dass alle Kinder verbale Gewalt in Form von Ablehnung, Ausschluss, Abwertung und Unbeliebtheit und/oder physische Gewalt durch andere Kinder befürchten, wobei diese Befürchtungen bei den Eltern noch ausgeprägter sind (Streib-Brzič & Quadflieg, 2001, S. 22). Wenngleich die tatsächlich erlebten Stigmatisierungserfahrungen nicht so häufig berichtet wurden wie das Befürchten derselben und über kein Mobbing berichtet wurde, sind nichtsdestotrotz vielfältige Stigmatisierungsformen feststellbar. Sie reichen von unangenehmem, wiederholtem Ausgefragt werden und „Infragestellen bzw. Diskreditieren biologischer Entstehung und sozialer familiärer Bedingungen“ (Streib-Brzič & Quadflieg, 2001, S. 22) über negative Äusserungen über die sexuelle Orientierung ihrer Eltern bis zu Nichtvorkommen nichtheteronormativer Lebensweisen und Familienformen in der Schule oder – gerade umgekehrt – einer beispielhaften „Zurschaustellung“ des Kindes. Dies reduziert die komplexe Persönlichkeit und personale Identität des betreffenden Kindes auf seine familiäre Herkunft oder sogar lediglich auf die sexuelle Orientierung seiner Eltern und macht es zu einer_r_m Un-Normalen und damit Stigmatisierten.

Kläser (2011, S. 164) stellt in seiner Untersuchung in Deutschland, die eine Mischform aus quantitativen (Fragebogen, 192 Teilnehmer_innen) und qualitativen (Interviews, 12 Teilneh-

mer_innen) Erhebungsmethoden ist, fest, dass mehr als 80% der Kinder der von ihm befragten gleichgeschlechtlichen Eltern bisher keine Diskriminierungen erlebt haben, 17,2% jedoch schon. Dabei ist der meistgenannte Ort die Schule/Kindertagesstätte (48,1%), gefolgt vom Freundeskreis der Kinder (13,5%) und der eigenen Familie/Verwandtschaft (11,5%). In der Schule betreffen negative Reaktionen häufiger ältere als jüngere Kinder mit gleichgeschlechtlichen Eltern, insbesondere in der Pubertät (Kläser, 2011, S. 244). Carapacchio (2009, S. 139) berichtet denn auch von der grössten Verschwiegenheit bezüglich ihrer Familienkonstellation bei 14- bis 17-Jährigen.

Die bislang grösste deutsche Studie umfasst 1'059 mittels Fragebogen und 28 in Interviews befragte gleichgeschlechtliche Eltern sowie 119 in Interviews befragte Kinder mit gleichgeschlechtlichen Eltern (Rupp & Bergold, 2009, S. 282). 47% der von Rupp und Bergold (2009, S. 306) befragten Kinder berichten von Diskriminierung wegen ihrer Familiensituation, darunter werden von 17% „regelmässige“ oder „häufige“ Diskriminierungen berichtet wie Beschimpfungen, Ausschluss, Androhung physischer Gewalt oder tatsächliche Sachbeschädigung. Nicht alle Kinder erzählen ihren Eltern davon. Daher weiss oder vermutet auch nur etwas mehr als ein Drittel der Eltern, dass ihre Kinder bereits Diskriminierung erlebt haben (Rupp & Bergold, 2009, S. 296). Die meisten Diskriminierungen der Kinder finden in der Schule, einige bereits im Kindergarten statt (Rupp & Bergold, 2009, S. 297). Täter_innen sind grösstenteils gleichaltrige Kinder oder Jugendliche (86%), gefolgt von Erwachsenen (22%) und älteren Kindern oder Jugendlichen (12%) (Rupp & Bergold, 2009, S. 297, siehe auch S. 306). Die Diskriminierung geschieht zu einem überwiegenden Teil als Beschimpfung. Carapacchio (2009, S. 143) berichtet, dass von den von ihr befragten 46 Kindern 15% manchmal und 4% öfters, aber kein Kind sehr oft von anderen Kindern gehänselt werden, weil sie gleichgeschlechtliche Eltern haben. Die Angst der Kinder, selber als homosexuell bezeichnet zu werden, wurde auch untersucht: 13% werden manchmal oder oft, 2% sehr oft selber als homosexuell bezeichnet und/oder damit gehänselt (Carapacchio, 2009, S. 144). In Carapacchios Studie werden diese und weitere Fragen aus dem Fragebogen zu der Variable „Diskriminierungserfahrungen der Kinder“ zusammengefasst. Daraus resultiert, dass nur noch 63% der Kinder mit gleichgeschlechtlichen Eltern noch nie diskriminiert wurden, 27% allerdings schon einmal und 10% sogar öfters (Carapacchio, 2009, S. 144).

Bei einer Fragebogenbefragung im Rahmen einer Tagung in Deutschland zum Thema „Regenbogenfamilien“ machten 47 der 70 befragten Eltern die Angabe, dass sie denken, dass ihre Kinder bereits wegen ihrer Familienform diskriminiert worden seien (Senatsverwaltung für Arbeit, Soziales und Frauen & Senatsverwaltung für Schule, Jugend und Sport, 2001, S. 55). 68,1% von ihnen vermuten, dass die Diskriminierung nicht gravierend gewesen sei, 31,9% hingegen denken, dass sie es war. 66,7% dieser Diskriminierungserfahrungen wurden für Kinder von Schwulen vermutet, 21,1% für Kinder von Lesben. Die Kinder von Schwulen erfahren

also gemäss dieser Studie häufiger oder stärker Diskriminierungen als diejenigen von Lesben. Auffallend ist, dass hauptsächlich Lehr- oder Erziehungspersonen als diskriminierende Personen genannt werden (Senatsverwaltung für Arbeit, Soziales und Frauen & Senatsverwaltung für Schule, Jugend und Sport, 2001, S. 55).

4.1.2. USA

4.1.2.1. GLSEN

In einer landesweiten Studie in den USA unter Federführung von GLSEN (Gay, Lesbian & Straight Education Network), einer Organisation, die sich für LGBT⁴-freundlichere Schulen einsetzt, wurden die Erfahrungen von Kindern aus Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern in US-Schulen untersucht (Kosciw & Diaz, 2008). Dabei wurden 588 gleichgeschlechtliche Eltern von K-12⁵-Schüler_innen befragt sowie 154 Secondary School Students, wobei das Durchschnittsalter in der erwähnten Studie 15 Jahre beträgt und die befragten Jugendlichen nicht die Kinder der befragten Eltern sind.

Bezüglich persönlich erlebten Stigmatisierungserfahrungen zeigt sich, dass 42% der Kinder mit gleichgeschlechtlichen Eltern im letzten Jahr vor der Befragung mindestens einmal, 8% sogar häufig oder sehr häufig, eine verbale Hänselei erlebt haben aufgrund der Tatsache, dass sie gleichgeschlechtliche Eltern haben (Kosciw & Diaz, 2008, S. 52+54). 12% erlebten überdies Tätlichkeiten deswegen. Gleichgeschlechtliche Eltern zu haben ist damit in der Auswahl der von Kosciw und Diaz (2008) aufgestellten möglichen Gründe für verbale Hänseleien der Häufigste bei diesen Kindern, fast gleichauf mit der eigenen sexuellen Orientierung und noch vor der Geschlechtsausdrucksart⁶, dem Geschlecht, deutlich häufiger als Religion oder Behinderung und sogar als rassistische Bemerkungen. Im Vergleich mit gleichaltrigen Schüler_innen aus der Gesamtbevölkerung erleben Kinder und Jugendliche mit gleichgeschlechtlichen Eltern zudem signifikant häufiger Hänseleien aufgrund ihrer tatsächlichen oder vermuteten sexuellen Orientierung sowie ihres Geschlechts, über einen signifikant grösseren Anteil von ihnen werden Gerüchte oder Lügen verbreitet und sie sind signifikant häufiger Opfer sexueller Übergriffe (Kosciw & Diaz, 2008, S. 62).

Nicht nur die Kinder, sondern auch gleichgeschlechtliche Eltern erleben Stigmatisierungen durch die Schule. Rund ein Viertel (26%) wurde schon durch andere Eltern schlecht behandelt, weil er_sie ein gleichgeschlechtlicher Elter ist, 15% haben von ihnen negative Bemerkungen deswegen gehört, 21% haben diese schon von Kindern in der Schule gehört (Kosciw & Diaz,

⁴ Akronym für Lesbian, Gay, Bisexual, Trans*

⁵ K-12 umfasst die Stufen Kindergarten, Primar- und Sekundarstufe und Kinder im Altersbereich von ungefähr 5 bis 18 Jahren, die Secondary School beinhaltet Jugendliche im Alter von ungefähr 11 bis 18 Jahren (http://en.wikipedia.org/wiki/Education_in_the_United_States#K-12_education).

⁶ Gemeint ist, wie sich jemand in ihrem_seinem Mädchen- oder Junge-Sein verhält. Eine Hänselei wegen der Geschlechtsausdrucksart könnte beispielsweise dann vorkommen, wenn ein Mädchen gerne Fussball spielt oder wenn ein Junge lange Haare hat.

2008, S. 78). Etwas tiefer ist die Erfahrung schlechter Behandlung durch Lehrer_innen (7%) oder andere Schulmitarbeiter_innen (9%) sowie negative Bemerkungen derselben (3% und 5%) (Kosciw & Diaz, 2008, S. 78). Die Eltern beschreiben diese Stigmatisierungserfahrungen als Ausschluss von Aktivitäten und Veranstaltungen der Schule, das Fehlen integrativer Grundsätze und Prozesse, das Gefühl, unsichtbar zu sein und ignoriert zu werden sowie feindliche Reaktionen. 15% der gleichgeschlechtlichen Eltern fühlen sich aufgrund ihrer Familiensituation vom Schulpersonal zumindest teilweise nicht akzeptiert und anerkannt, und 16% finden, sie könnten deswegen am Schulalltag nicht teilnehmen – diese Eltern werden weniger häufig von der Schule über ihr Kind informiert, sind weniger stark in Eltern-Lehrpersonen-Organisationen eingebunden und leisten seltener Freiwilligenarbeit in der Schule als diejenigen Eltern, die sich besser anerkannt fühlen (Kosciw & Diaz, 2008, S. 35).

Bei 22% der von Kosciw und Diaz (2008, S. 64) befragten Schüler_innen mit gleichgeschlechtlichen Eltern haben Lehrer_in, Schulleiter_in oder andere Schulmitarbeiter_innen ihnen davon abgeraten, in der Schule über ihre Familie zu sprechen. Bei 36% wurde die besondere Familiensituation nach Ansicht der Kinder nicht genügend berücksichtigt und akzeptiert, beispielsweise dadurch, dass ein Elternteil ein Formular nicht unterzeichnen durfte, weil er_sie rechtlich gesehen kein Elter des Kindes ist. Ein Fünftel der befragten Kinder fühlte sich im letzten Jahr vor der Befragung gar von Aktivitäten in der Schule oder im Unterricht ausgeschlossen, aufgrund der Tatsache, dass er_sie gleichgeschlechtliche Eltern hat (Kosciw & Diaz, 2008, S. 66). Dies äusserte sich im Grossen und Ganzen darin, dass diese Kinder sich ausgeschlossen fühlten, weil sie negative Bemerkungen zu einem gleichgeschlechtlichen Elternteil hörten, weil sie von Schulmitarbeiter_innen entmutigt worden sind, über ihre Eltern oder ihre Familie zu sprechen, und weil Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern bei Schulaktivitäten nicht willkommen waren. Kosciw und Diaz berichten, dass fast ein Viertel (23%) der Kinder und Jugendlichen sich an ihrer Schule unsicher fühlen, weil sie gleichgeschlechtliche Eltern haben (2008, S. 46). Kinder aus solchen Familien fühlen sich auch häufiger als Kinder aus der Gesamtschüler_innenschaft unsicher an ihrer Schule aufgrund ihrer tatsächlichen oder vermuteten sexuellen Orientierung, ihres Geschlechts, ihres Geschlechtsausdrucksverhaltens oder ihrer tatsächlichen oder vermuteten Religionszugehörigkeit und dies, obwohl die Studienteilnehmer_innen bei Kosciw und Diaz in all diesen Bereichen nicht von einer durchschnittlichen Gesamtschüler_innenschaft abweichen (Kosciw & Diaz, 2008, S. 46).

Dass homo- oder bisexuelle sowie trans*-Menschen, deren Geschichte (bspw. politischer Einsatz für Gleichberechtigung) oder wichtige historische Ereignisse derselben im Schulunterricht positiv dargestellt werden, berichten lediglich 21% der Kinder und Jugendlichen in Kosciw und Diaz' Studie (2008, S. 91). Wenn das Thema „Familie“ im Schulunterricht aufkommt, liegt der Anteil derjenigen Kinder und Jugendlichen, die sagen, dass dabei auch Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern ein Thema sind, bei 30%. Bei 14% der Schüler_innen in den USA

kommen LGBT-Themen in einem oder mehreren Schulbüchern vor, bei 29% führt die Bibliothek auch Medien, die LGBT-Themen beinhalten (Kosciw & Diaz, 2008, S. 96).

Der Sprachgebrauch an Schulen kann ein weiterer Indikator für den Umgang und das zwischenmenschliche „Klima“ sein. Zwei Drittel der Kinder und Jugendlichen in der Studie von Kosciw und Diaz (2008, S. 49) hören den Begriff „gay“ (schwul) zur Beschreibung von etwas Negativem häufig oder sehr häufig von anderen Schüler_innen. Fast ebenso viele (64%) berichten über andere homophobe Bemerkungen, unter die auch noch abschätzigere, direkte Beleidigungen fallen. Nicht an sie persönlich gerichtete, negative Bemerkungen darüber, gleichgeschlechtliche Eltern zu haben, hören 18% der Kinder und Jugendlichen häufig oder sehr häufig von anderen Schüler_innen. Noch erstaunlicher ist der Anteil Kinder oder Jugendlicher, die selbst von Schulmitarbeiter_innen homophobe Bemerkungen (39%), abschätzige Kommentare über die Geschlechtsausdrucksart (30%) oder über Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern (28%) gehört haben⁷ (Kosciw & Diaz, 2008, S. 52). Ausserdem sagt jeweils nur eine Minderheit der Kinder und Jugendlichen, dass Schulmitarbeiter_innen bei homophoben Bemerkungen (28%), negativen Kommentaren zur Geschlechtsausdrucksart (22%) oder zu Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern (38%) immer oder meistens eingreifen.

48% der Schüler_innen mit gleichgeschlechtlichen Eltern, die Hänseleien in der Schule erlebt haben, berichten ihren Lehrer_innen oder anderen Schulmitarbeiter_innen davon, 66% ihren Eltern und 43% einem anderen Familienmitglied (Kosciw & Diaz, 2008, S. 69). In etwas über der Hälfte der Fälle, bei denen die betroffenen Kinder ihre Eltern informierten, intervenierten die Eltern daraufhin bei der Schule. Über drei Viertel (77%) der Eltern, die bei der Schule wegen Hänseleien ihres Kindes interveniert haben, finden, dass dies ziemlich oder sehr effektiv war, und 64% finden, dass die Schulmitarbeiter_innen dies sehr gut aufgenommen haben (Kosciw & Diaz, 2008, S. 69), wobei diejenigen Schulen, welche ihre Mitarbeiter_innen für den Umgang mit gleichgeschlechtlich orientierten Menschen geschult und sensibilisiert haben, diesbezüglich bessere Werte erreichen (S. 102).

4.1.2.2. NLLFS

Eine der bisher umfassendsten Studien zum Thema Familien mit lesbischen Müttern und die Entwicklung ihrer Kinder ist eine 1992 begonnene Langzeitstudie aus den USA, die NLLFS (National Longitudinal Lesbian Family Study). Dabei berichten die 78 teilnehmenden Jugendlichen im Alter von 17 Jahren von einer Stigmatisierungsquote von 41,1% bei quantitativer und bis zu 50% bei qualitativer Auswertung der Antworten, wobei Mädchen stärker betroffen sind als Jungen (van Gelderen, Gartrell, Bos, van Rooij & Hermanns, 2012b, S. 1001, siehe auch Bos,

⁷ Ohne Angabe einer Häufigkeit. Aber wenn man davon ausgehen will, dass Schulmitarbeiter_innen für ein akzeptanzvolles, gleichwertiges Miteinander aller Kinder und Jugendlichen besorgt sein sollten, ist jegliches Vorkommen inakzeptabel.

Gartrell & van Gelderen, 2013, S. 129). Sieben Jahre zuvor, als die befragten Kinder also 10 Jahre alt waren, lag der Anteil der Kinder, die bereits einmal negative, homophobe Reaktionen erlebt haben, weil sie zwei Mütter haben, ähnlich hoch, nämlich bei 42,6% (Bos, Gartrell, Peyser & van Balen, 2008a, S. 461).

Eine detaillierte Beschreibung der Stigmatisierungserfahrungen ist in der qualitativen Studie von van Gelderen, Gartrell, Bos, van Rooij und Hermanns (2012b, S. 1002) zu finden (siehe Abbildung 2).

Table 1
Number and percentages of codes and sub codes evoked in answers.

		n	% ^a
Stigmatization			
Who	Adults	8	20.5
	Peers	23	59.0
Location	Elementary school	12	30.8
	High school	10	39.0
Form	Abusive language	8	20.5
	Disapproving comments	13	33.3
	Annoying questions	8	20.5
	Exclusion	8	20.5
	Being teased/ridiculed	17	43.6
Coping			
Maladaptive	Depressive reaction	2	5.1
	Palliative	0	0.0
	Avoidant	21	53.8
Adaptive	Optimistic	17	43.6
	Confrontational	11	28.2
	Social support	10	25.6

^a Number of NLLFS adolescents used for analyses was 39 (only those who had experienced stigmatization).

Abbildung 2. Beschreibung von Stigmatisierungen nach verschiedenen Kriterien. Nach van Gelderen et al., 2012b, S. 1002.

Von den befragten 17-jährigen Jugendlichen, die seit Geburt mit lesbischen Müttern in den USA aufwachsen, gibt die grosse Mehrheit an, dass negative Reaktionen hauptsächlich von gleichaltrigen Kindern oder Jugendlichen ausgehen. Sind die Stigmatisierenden Erwachsene, werden Familienmitglieder (bspw. Grosseltern), Lehrer_innen oder Unbekannte genannt – die Stigmatisierungen durch unbekannte Fremde erfolgen am häufigsten in Form von missbilligenden Kommentaren (van Gelderen et al., 2012b, S. 1002). Aus unten stehender Abbildung 2 geht weiter hervor, dass rund 30% der Stigmatisierungserfahrungen ausserhalb der Schule

vorkommen. Als häufigste Stigmatisierungsform werden hier Hänseleien und/oder Lächerlichmachen genannt (van Gelderen et al., 2012b, S. 1002). Ausserdem kommen lästige Fragen über die Familiensituation, Ausschluss oder Zurückweisung sowie die abschätzig gemeinte Verwendung der Wörter „schwul“ oder „lesbisch“ vor (van Gelderen et al., 2012b, S. 1002).

4.1.3. Australien

In einer der umfangreichsten Studien, durchgeführt von Crouch, Waters, McNair, Power und Davis (2014a) in Australien, wurden 315 Eltern, die 500 Kinder haben, mittels Fragebogen befragt. Es wird berichtet (Crouch, Waters, McNair, Power & Davis, 2014a, S. 8), dass 67% der Kinder gemäss Angaben der Eltern bereits mindestens einmal eine Stigmatisierung aufgrund ihrer Familienform erlebt haben. Crouch, Waters, McNair und Power (2014b) befragten ergänzend dazu jugendliche Kinder (Durchschnittsalter 13 Jahre) mit gleichgeschlechtlichen Eltern selber in 22 qualitativen und 35 quantitativen Erhebungen. Die Jugendlichen berichteten zwar von meist positiven Reaktionen von engen Freund_innen auf ihre Familienkonstellation; vom weiteren Umfeld erfahren sie aber teils auch negative Reaktionen, und im Vergleich zur Gesamtbevölkerung weisen sie generell mehr Probleme im Freundeskreis auf (Crouch, Waters, McNair & Power, 2014b, S. 6).

Die folgende Tabelle zeigt die drei meistgenannten Befürchtungen und die drei am häufigsten genannten eingetretenen negativen Ereignisse, über die 117 gleichgeschlechtliche Eltern in Australien in Bezug auf ihre Kinder und den Schulkontext berichten.

Tabelle 1

Befürchtete und eingetretene Stigmatisierungserfahrungen.

	befürchtet	Primarschule eingetreten	Sekundarschule eingetreten
Hänseleien oder Mobbing	73%	18%	28%
kein Vorkommen von Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern im Lehrplan/Unterricht	62%	32%	39%
Kinder werden mit schwierigen Fragen konfrontiert	56%	--	--
Gefühl, ausgeschlossen oder anders zu sein	--	36%	67%

Erläuterung: Anteil der befragten Eltern, welche die jeweilige Stigmatisierungsform für ihre Kinder befürchteten oder über diese berichteten. -- bedeutet, dass diese Stigmatisierung nicht unter den meistbefürchteten oder meist eingetretenen Stigmatisierungserfahrungen ist. Die Studie nennt ausserdem keine Prozentsätze zu diesen Stigmatisierungsformen. Die Daten stammen aus Ray & Gregory, 2001, S. 30.

Es zeigt sich also, dass die Befürchtungen gerade umgekehrt zu den tatsächlich eingetretenen Ereignissen stehen. Bemerkenswert ist der Unterschied zwischen Primar- und Sekundarschule. Hänseleien und Mobbing sowie das Gefühl, ausgeschlossen oder anders zu sein, treten bei Kindern und Jugendlichen in der Sekundarschule deutlich häufiger auf als bei Kindern in der Primarschule.

In derselben Studie (Ray & Gregory, 2001) wurden auch 48 Kinder gleichgeschlechtlicher Eltern in Einzel- und Gruppeninterviews befragt. Jüngeren Kindern (5- bis 8-jährig) wurden von anderen Kindern viele Fragen zu ihrer Familie gestellt, die sie jedoch gerne beantworteten; die fragenden Kinder verstanden die besondere Familienkonstellation allerdings häufig nicht, was immer wiederkehrendes Fragen auslöste, was dann für die betroffenen Kinder teilweise lästig werden konnte (Ray & Gregory, 2001, S. 30). Die nächste Alterskategorie (8- bis 12-jährig) fühlte sich durch die oft unablässigen Fragen schon stärker gestört, und sie gaben nun auch selektiver Antwort, was sich deutlich darin zeigt, dass 39% dieser Kinder aus Angst vor Hänseleien oder Mobbing niemandem oder nur jemandem erzählen, dass sie gleichgeschlechtliche Eltern haben (Ray & Gregory, 2001, S. 31). Bei den 5- bis 8-jährigen Kindern haben sich erst lediglich 10% der Kinder so verhalten (Ray & Gregory, 2001, S. 30), aber bei den 12- bis 16-jährigen Jugendlichen sind es wieder ähnlich viele, nämlich 36%, wohingegen die 16- bis 18-jährigen nochmals einen offeneren Umgang pflegen, und nur 14% halten hier ihre Familienform vor anderen geheim (Ray & Gregory, 2001, S. 32). Letztere berichten von „fewer homophobic attitudes, more positive interest and, with it, support.“ (Ray & Gregory, 2001, S. 31). Die australischen Wissenschaftler_innen Cloughessy und Waniganayake (2014, S. 1276) sehen einen Grund dafür, warum Kinder im Kindergarten und in den ersten Schuljahren noch offener mit ihrer Familienform umgehen, in weiteren Verlauf der Schulzeit jedoch immer weniger offen darin, dass in der Schule nahezu ausschliesslich heteronormative Familienmodelle vorkommen. Die Präsentation von *Familie* durch Lehrer_innen und Mitschüler_innen sei die einer *intakten* Kernfamilie mit heterosexuellen Eltern und Reaktionen auf die Tatsache, dass ein Kind mit gleichgeschlechtlichen Eltern aufwächst, seien häufig negativ oder ignorierend. Dies lehre das betreffende Kind, dass seine Familie nicht *normal* ist und es seine Familienform folglich besser versteckt hält. Entsprechend den Offenheits- und Geheimhaltungsproportionen entwickeln sich die Stigmatisierungserfahrungen in Ray und Gregorys (2001) Studie. Während die jüngsten Kinder noch kaum (1 von 11 Kindern, retrospektiv) über Hänseleien oder Mobbing berichten, sind es bei den 8- bis 12-jährigen Kindern bereits 44% (Ray & Gregory, 2001, S. 31). Dieser Wert bleibt sich für die Alterskategorie der 12- bis 16-jährigen Jugendlichen fast gleich (45%) und sinkt für die 16- bis 18-Jährigen wieder markant auf 14% (Ray & Gregory, 2001, S. 31). Die Hänseleien und das Mobbing sind gemäss Ray und Gregory derart, dass andere Kinder abschätzige oder spöttische Bemerkungen über die sexuelle Orientierung der Eltern machen oder darüber, dass das Kind gleichgeschlechtliche Eltern hat (2001, S. 31). Die Hänseleien wer-

den bei den 12- bis 16-Jährigen tendenziell rauer und beinhalten häufiger körperliche Auseinandersetzungen (Ray & Gregory, 2001, S. 32). Weiter wird den Kindern die homosexuelle Orientierung ihrer Eltern selber zugeschrieben. Sie leiden auch unter homophoben Sprüchen, die abwertend über Schwule und Lesben gemacht werden, und nehmen diese persönlich, weil ihre Eltern homosexuell sind. Die von Ray und Gregory interviewten Kinder und Jugendlichen fühlen sich durch die Lehrer_innen nicht genug unterstützt und ernst genommen, wenn sie diese bei erlebten Hänseleien oder bei erlebtem Mobbing um Hilfe ersuchten (2001, S. 31).

4.1.4. weitere Länder

4.1.4.1. Niederlande

Bei Bos und van Balen (2008, S. 228) findet sich eine übersichtliche Darstellung über verschiedene Arten der Stigmatisierung, die 63 Jungen und Mädchen mit lesbischen Müttern aus den Niederlanden berichten.

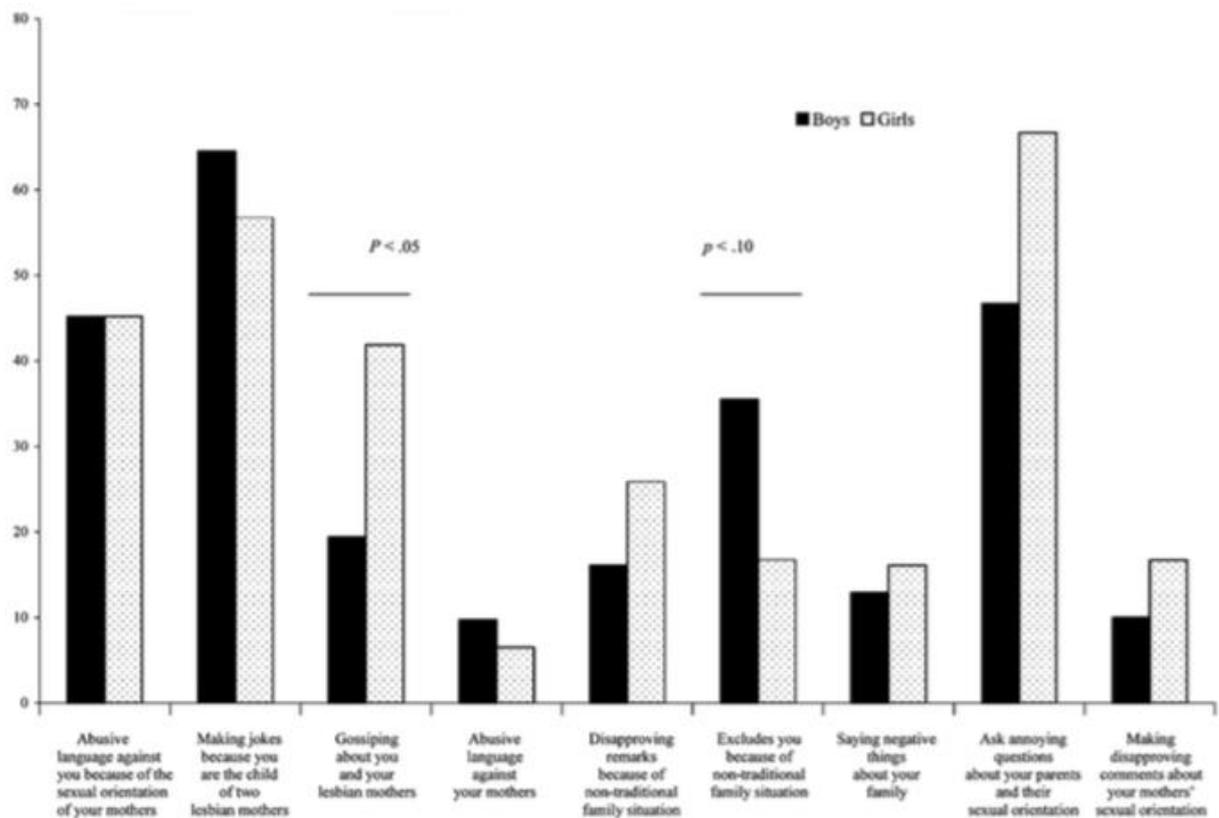


Figure 1. Boys' and girls' experiences with various forms of stigmatization (%).

Abbildung 3. Formen erlebter Stigmatisierungen von Jungen und Mädchen. Nach Bos & van Balen, 2008, S. 228.

Aus dieser Darstellung ist erkennbar, dass Mädchen Stigmatisierung tendenziell eher verbal, beispielsweise in Form von Lästern (gossiping), Jungen tendenziell eher direkt physisch in Form von Ausschluss (exclusion) erfahren (Bos & van Balen, 2008, S. 228). Ansonsten unterscheiden sich die Stigmatisierungsformen, die Mädchen und Jungen berichten, nicht. Dass

gemäss dieser Darstellung über 45% der Kinder Stigmatisierung in Form von Beleidigungen, Auslachen oder lästigen Fragen erfahren haben, steht in Einklang mit den in diesem Kapitel präsentierten Ergebnissen anderer Studien, die über ähnliche Häufigkeiten berichten.

In der Studie von Bos, van Balen, van den Boom und Sandfort (2004, S. 297) nannten die 100 befragten lesbischen Paare mit Kindern die Ablehnungsformen, die sie selber erfahren haben. An erster Stelle stehen demnach negative Reaktionen auf die Lebensweise als lesbische Mutter, die 68% der leiblichen und 72% der sozialen Mütter bereits erfahren haben. Weiter hörten 27,3% der leiblichen und 32,7% der sozialen Mütter andere Leute generell schlecht über „nichttraditionelle“ Familienformen reden und 13% der leiblichen respektive 12,1% der sozialen Mütter hörten missbilligende Bemerkungen spezifisch über ihre eigene Familienkonstellation. Ausserdem berichten 12% der leiblichen und 9,1% der sozialen Mütter über direkten Ausschluss durch andere Personen.

4.1.4.2. Belgien

Vanfraussen, Ponjaert-Kristoffersen und Brewaeyts verglichen Erfahrungen von Hänseleien – in Form von Auslachen, Ausschluss oder Beschimpfung (2002, S. 246) – von Kindern mit gleichgeschlechtlichen und solchen mit gegengeschlechtlichen Eltern in Belgien. Es nahmen 24 Familien mit lesbischen Müttern und 24 Familien mit heterosexuellen Eltern teil, wobei in beiden Gruppen je 37 Kinder mit einem Durchschnittsalter von 10,5 Jahren sind (Vanfraussen, Ponjaert-Kristoffersen & Brewaeyts, 2002, S. 239). Dabei stellte sich heraus, dass in den beiden Gruppen ein gleich grosser Anteil der Kinder von gelegentlichen Hänseleien berichtet und in beiden Gruppen als Gründe für die Hänseleien körperliche Merkmale, Kleidung, Intelligenz oder Verliebtsein angegeben werden (Vanfraussen et al., 2002, S. 246-247). Allerdings sagt in dieser Studie ein Viertel der Kinder mit lesbischen Müttern, dass sie auch schon wegen ihrer Familienform gehänselt wurden – von den Kindern mit gegengeschlechtlichen Eltern erzählte keines über Hänseleien aus Gründen der Familie.

4.1.4.3. Schweiz

Qualitative Interviews mit Jugendlichen aus Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern in der Deutschschweiz im Rahmen einer Masterarbeit an der Pädagogischen Hochschule in Bern haben ergeben, dass die drei befragten Jugendlichen alle bereits Diskriminierungen in der Schule erlebt haben, weil sie mit gleichgeschlechtlichen Eltern aufwachsen (Häfliger, 2011, S. 72). Der Junge mit zwei Müttern erlebte nur vereinzelt oder selten Hänseleien, diese belasteten ihn nicht weiter (Häfliger, 2011, S. 58-64). Für den Jungen mit zwei Vätern waren die Diskriminierungen, die er erlebte, schlimmer und belastender. Er erfuhr verletzend Sprüche sowie sozialen Ausschluss, auch redeten andere heimlich schlecht über ihn oder seine Familie, was bei ihm manchmal Unsicherheit und Rückzug auslöste. Häfliger berichtet weiter, dass, obwohl das Mädchen mit zwei Müttern ähnliche Erfahrungen machte wie der Junge mit zwei Vätern, sie diese nicht weiter belasteten.

4.2. Folgen der Stigmatisierung

Nachdem nun bekannt ist, welcher Art Stigmatisierungserfahrungen sind, und wie häufig sie vorkommen, wird in diesem Unterkapitel beleuchtet, welche Auswirkungen sie haben können.

Rupp und Bergold (2009, S. 306) erwähnen Diskriminierungserfahrungen als Risikofaktor, der eine negative psychosoziale Entwicklung des Kindes fördern kann. Sie stellen fest, dass häufige Diskriminierungserfahrung gekoppelt mit einer emotional unsicheren Eltern-Kind-Beziehung die psychische und soziale Anpassung der Kinder beeinträchtigen kann (Rupp & Bergold, 2009, S. 307). Als Reaktion auf Stigmatisierungserfahrungen zeigen die Kinder „Niedergeschlagenheit und Traurigkeit (46%; N = 44), Angst (19%; N = 18) oder Scham (16%; N = 15) sowie auch Vermeidungsverhalten (43%; N = 41) und Rückzug (23%; N = 22).“ (Rupp & Bergold, 2009, S. 297). Etwas seltener (ca. 10%) seien Schlafstörungen und schlechtere Schulleistungen. Eine Stigmatisierungserfahrung ist gekoppelt mit tieferen/schlechteren Werten in fast allen Bereichen von Gesundheit (Crouch et al., 2014b, S. 6), besonders bezüglich körperlicher Aktivität, psychischer Gesundheit und Familienzusammenhalt sowie emotionaler Gesundheit und Verhalten (Crouch et al., 2014a, S. 8). Das Selbstwertgefühl ist bei denjenigen Jugendlichen tiefer, die Stigmatisierungen erlebt haben, wobei nicht klar gesagt werden kann, wie die beiden Faktoren betreffend Ursache und Wirkung in Beziehung stehen (Gershon et al., 1999, S. 443).

Diejenigen 10-jährigen Jungen mit lesbischen Müttern in den Niederlanden, die häufig Stigmatisierungen erfahren haben, weisen signifikant höhere Hyperaktivitätswerte auf als solche, die weniger oder keine Stigmatisierungen erlebt haben (Bos & van Balen, 2008, S. 229). Für Mädchen wirken sich mehr Stigmatisierungserfahrungen signifikant negativ auf das Selbstwertgefühl aus (Bos & van Balen, 2008, S. 229+230). In den USA zeigt bei den 10-jährigen Kindern mit lesbischen Müttern mit Stigmatisierungserfahrung ein signifikant grösserer Anteil negative Werte in ihrer psychosozialen Entwicklung als bei den Kindern, die über keine negativen Reaktionen berichteten; namentlich in den Bereichen Angst/Depression, soziale Probleme, Aufmerksamkeitsprobleme, regelverletzendes und aggressives Verhalten, wobei kein Unterschied zwischen Mädchen und Jungen auszumachen ist (Bos et al., 2008a, S. 462). Mit einer ländervergleichenden Studie, in der die Ergebnisse der US-Teilstudie (Bos et al., 2008a) mit der niederländischen Teilstudie von Bos und van Balen (2008) verglichen werden, kann ein Zusammenhang zwischen der kindlichen Entwicklung und homophoben Stigmatisierungserfahrungen erkannt werden: Die kindliche Entwicklung, insbesondere der Bereich Verhaltensprobleme, wird sowohl in den USA wie auch in den Niederlanden negativ durch Erfahrungen von Stigmatisierung aufgrund der Familienform mit lesbischen Müttern beeinflusst. Die Kinder in den USA weisen eine weniger positive psychosoziale Entwicklung auf als die Kinder in den Niederlanden, was teilweise durch mehr homophobe Stigmatisierungserfahrungen ersterer erklärt werden kann (Bos, Gartrell, van Balen, Peyser & Sandfort, 2008b, S. 217-218).

Der negative Effekt von Stigmatisierung auf die psychische Gesundheit lässt sich etwas später auch bei den 17-jährigen Jugendlichen mit lesbischen Müttern dieser Langzeitstudie in den USA feststellen, ebenfalls ohne Unterschied zwischen den Geschlechtern (van Gelderen, Gartrell, Bos & Hermanns, 2012a, S. 817). Negative Werte bezüglich psychischer Gesundheit sind dabei ausdrücklich nicht durch das Geschlecht begründet, sondern tatsächlich durch die Stigmatisierung. Stigmatisierte Jugendliche sind auch weniger zufrieden mit ihrem Leben als solche, die keine Stigmatisierungserfahrungen gemacht haben (van Gelderen et al., 2012a, S. 817). Stigmatisierungserfahrungen wurden bei Bos und Gartrell (2010) mit Verhaltensauffälligkeiten (Internalisierung, Externalisierung, Problemverhalten) bei diesen 17-jährigen Jugendlichen verglichen. Es wurde dahingehend ein Zusammenhang gefunden, dass Stigmatisierungserfahrungen mit höherer Verhaltensauffälligkeit in allen Bereichen einhergehen im Vergleich mit Jugendlichen, die keine Stigmatisierungen erlebt haben (Bos & Gartrell, 2010, S. 566). Diejenigen Jugendlichen, die Stigmatisierungen erfahren haben, weil sie lesbische Mütter haben, zeigen ausserdem signifikant höhere Werte bezüglich emotionalen Problemen, Angst- und Verhaltensproblemen als solche, die über keine Stigmatisierung aufgrund ihrer Familiensituation mit zwei Müttern berichten (Bos et al., 2013, S. 129).

Bos et al. (2004) untersuchten die Zusammenhänge von Minoritätenstress, den Erfahrungen von Elternschaft und der kindlichen Entwicklung anhand von Fragebogen, mit denen sie 100 lesbische Elternpaare in den Niederlande befragten, die Kinder im Alter von 4 bis 8 Jahren haben, welche von Geburt auf bei ihnen aufgewachsen sind. Die Autor_innen verstehen Minoritätenstress als aus drei Faktoren bestehend: tatsächlich erfahrene Ablehnung aufgrund der Familienkonstellation (lächerlich machen, marginalisieren, ausschliessen), erwartete Stigmatisierung und internalisierte Homophobie (negative Einstellungen und Gefühle gegenüber der eigenen Homosexualität sowie gegenüber anderen homosexuellen Menschen) (Bos, van Balen, van den Boom & Sandfort, 2004, S. 292+295). Die Hauptideen dieser Untersuchung sind, dass, wenn die lesbischen Mütter ein hohes Niveau an Minoritätenstress aufweisen, sie unter dem Druck stehen, ihre eigene Rolle und Kompetenz als Elter stärker zu rechtfertigen und unter Beweis zu stellen (Bos et al., 2004, S. 298). Ausserdem tragen tatsächlich erfahrene Ablehnung aufgrund gleichgeschlechtlicher Elternschaft dazu bei, dass die lesbischen Mütter ihre Elternrolle als belastender und sich selbst als weniger kompetenten Elter wahrnehmen (Bos et al., 2004, S. 299). Schliesslich wirkt sich Ablehnung, welche die lesbischen Mütter erfahren haben, negativ auf die kindliche Entwicklung aus (Bos et al., 2004, S. 299). Allerdings bedeutet dies, dass durch diese Studie nicht bestätigt werden kann, dass hohe Werte in den Bereichen erwartete Stigmatisierung und internalisierte Homophobie in Zusammenhang zu einer als belastend und als wenig kompetent empfundenen Elternschaft stehen und auch nicht zu einer negativeren kindlichen Entwicklung (Bos et al., 2004, S. 300). Diese Studie bezieht sich auf das Minoritätenstress-Modell Meyers (siehe 2.3. Minoritäten-

stress-Modell nach Meyer) und stützt dieses. Sie bekräftigt Meyers These, dass Minoritätenstress bei mangelnder Bewältigung desselben die psychosoziale Gesundheit beeinträchtigen kann. Wie bereits bei der Präsentation des Minoritätenstress-Modells vermutet, bestätigt die Studie von Bos et al. (2004) auch, dass sich das Modell nicht nur auf gleichgeschlechtliche Eltern sondern auch auf deren Kinder anwenden lässt.

Kosciw und Diaz (2008, S. 54) haben herausgefunden, dass diejenigen Schüler_innen, die manchmal, häufig oder sehr häufig gehänselt werden, signifikant häufiger als diejenigen, welche deswegen nur selten oder gar nie gehänselt werden, einzelne Stunden oder ganze Tage in der Schule gefehlt haben, da sie sich dort unsicher fühlen. Bei Schüler_innen mit gleichgeschlechtlichen Eltern, sowohl ohne als auch mit Stigmatisierungserfahrungen, kommt es überdies doppelt so häufig wie bei gleichaltrigen Schüler_innen aus der Gesamtbevölkerung vor, dass sie Schulstunden oder ganze Schultage fehlen, weil sie sich an der Schule unsicher fühlen (Kosciw & Diaz, 2008, S. 62).

Eine positive Auswirkung von Stigmatisierungserfahrungen wird von Rupp und Bergold genannt. Sie meinen, dass die Kinder „eine höhere Durchsetzungsfähigkeit als auch ein höheres Selbstwertgefühl entwickeln“ (Rupp & Bergold, 2009, S. 298) könnten.

4.3. Freundschaftsbeziehungen und Offenheit

Die Folgen von Stigmatisierungserfahrungen auf die psychosoziale Entwicklung und Gesundheit wurden im letzten Kapitel nun also aufgezeigt. Im Kontext Schule ist aber ein nicht zu unterschätzender Faktor derjenige von Freundschaftsbeziehungen. Sie sind von grosser Bedeutung, weil viele Freundschaften unter Kindern in der Schule entstehen, die Entwicklung der Kinder massgeblich mitprägen, Freund_innen nebst den Eltern eine wichtige Sozialisationsinstanz und bedeutende Bezugspersonen darstellen. Ausserdem ist die Schule einer der wichtigsten Orte, für den sich die Kinder überlegen müssen, wie sie mit ihrer Familienkonstellation umgehen wollen, und wem sie wie viel darüber erzählen wollen. Schliesslich sind Mitschüler_innen und Freund_innen potentiell Stigmatisierende oder aber eine Unterstützung bei Stigmatisierungserfahrungen. Deshalb werden in diesem Unterkapitel die Freundschaftsbeziehungen der Kinder und ihre Offenheit in Bezug auf ihre Familienkonstellation betrachtet.

Die meisten Kinder mit gleichgeschlechtlichen Eltern haben gleich stabile und gleich gute Freundschaftsbeziehungen wie Kinder mit gegengeschlechtlichen Eltern und „erleben sich selbst als genauso beliebt und akzeptiert“ (Carapacchio, 2009, S. 104, siehe auch S. 179+187). Kinder mit lesbischen Müttern – Mädchen und Jungen in nahezu gleichem Ausmass – sind bei Gleichaltrigen im Vergleich zu Kindern aus der Gesamtbevölkerung ebenso akzeptiert (Bos & van Balen, 2008, S. 229). Mit ihre_m_r besten Freund_in haben die Kinder lesbischer Mütter sogar weniger Konflikte als Kinder heterosexueller Mütter (Carapacchio, 2009, S. 187). Aller-

dings bezieht sich dies auf enge Freundschaftsbeziehungen zu einzelnen anderen Kindern. Bei der Gesamtintegration in eine grössere Gruppe, beispielsweise die Schulklasse, weisen Kinder mit gleichgeschlechtlichen Eltern – jene im Alter zwischen 14 und 17 Jahren sowie Kinder schwuler Väter sogar in besonderer Weise – hingegen signifikant tiefere Werte auf als Kinder mit gegengeschlechtlichen Eltern (Carapacchio, 2009, S. 184). Kinder schwuler Väter erfahren Carapacchio zufolge besonders häufig direkte Ablehnung aus der Gruppe Gleichaltriger. Das lässt darauf schliessen, dass sich die Kinder mit gleichgeschlechtlichen Eltern ihre Freund_innen bewusst aussuchen und offenbar solche Freund_innen wählen, die mit ihrer Familiensituation klarkommen und sie deswegen nicht hänseln; in einer grösseren Gruppe Gleichaltriger hingegen gibt es auch Kinder, die sie aufgrund ihrer Familienform ablehnen. Sie erleben daher Stigmatisierung und Diskriminierung. Das Ergebnis der Studie von Kosciw und Diaz (2008, S. 94), dass ein sehr grosser Anteil (82%) der Schüler_innen mit gleichgeschlechtlichen Eltern sich ziemlich oder sehr wohl fühlt, mit ihren engen Freund_innen über ihre Familie zu sprechen, aber nur 52% dasselbe bei anderen Mitschüler_innen fühlen, weist in dieselbe Richtung. Gartrell, Bos, Peyse, Deck und Rodas (2012) befragten im Rahmen einer Langzeitstudie 17-jährige Jugendliche aus den USA, die seit Geburt mit lesbischen Müttern aufgewachsen sind, über ihre Freundschaftsbeziehungen. Dabei stellten sie fest, dass diese Jugendlichen zahlreiche starke soziale Beziehungen zu meist gleichaltrigen Freund_innen haben (Gartrell, Bos, Peyse, Deck & Rodas, 2012, S. 1219). Fast 90% der Jugendlichen mit lesbischen Müttern haben auch kein Problem damit, ihre Freund_innen zu sich nach Hause einzuladen oder ihnen zu sagen, dass sie lesbische Mütter haben (Gartrell et al., 2012, S. 1219-1220). Ein nicht erstaunlicher Zusammenhang zwischen diesen beiden Ergebnissen besteht insofern, dass bei denjenigen Jugendlichen, die ihre Freund_innen gerne mit zu sich nach Hause bringen, ein grösserer Anteil ihrer Freund_innen auch von der Homosexualität derer Mütter weiss. Eine grosse Mehrheit von jeweils um die 80% der Schüler_innen in Kosciw und Diaz' Studie (2008, S. 94) sagt, dass sie sich wohl damit fühlen, andere Kinder zu sich nach Hause einzuladen, ihre Eltern deren Eltern vorzustellen und ihre Eltern bei Schulveranstaltungen dabei zu haben. Auch in einer belgischen Studie wird berichtet, dass Kinder, die seit Geburt mit lesbischen Müttern leben, keine Probleme damit haben, Freund_innen zu sich nach Hause einzuladen, und sie ihre Akzeptanz bei Gleichaltrigen ebenso hoch einschätzen wie Kinder mit gegengeschlechtlichen Eltern dies tun (Vanfraussen, Ponjaert-Kristoffersen & Brewaeys, 2002, S. 242+246). Weiter hätten dieser Studie zufolge fast ausnahmslos alle Kinder einigen ihrer Freund_innen in einer alltäglichen, spontanen Erzählsituation gesagt oder ihnen gegenüber erwähnt, dass sie zwei Mütter haben. Dies waren allerdings meist enge Freund_innen – einem weiteren Freundeskreis oder Schulkolleg_innen verheimlicht es die Mehrheit dieser Kinder nicht, aber sie erwähnen ihre Familiensituation oder Entstehungsgeschichte ihnen gegenüber nur dann, wenn diese direkt danach oder nach ihrem Vater fragten (Vanfraussen et al., 2002, S.

243, siehe auch Berger et al., 2000, S. 73). Die Reaktionen der anderen Kinder sind meistens neutral, akzeptierend oder positiv, wenngleich negative Reaktionen auch vereinzelt vorkommen (Vanfraussen et al., 2002, S. 244). Häufige Reaktionen sind ausserdem, dass die anderen Kinder überrascht reagieren oder die gleichgeschlechtliche Elternschaft nicht glauben, die Familienform nicht verstehen oder sie seltsam finden. Carapacchio (2009, S. 138) weist für die von ihr befragten Kinder aus, dass 9% ihr gesamtes Umfeld über ihre Familienkonstellation in Kenntnis gesetzt haben, 13% niemanden und die übrigen 78% ausgewählte Personen.

Auch für die Eltern ist das Informationsmanagement bezüglich ihrer Familienkonstellation zentral. Rund zwei Drittel der gleichgeschlechtlichen Eltern haben die Lehrpersonen über ihre Familiensituation informiert, sie nehmen grundsätzlich mindestens so aktiv an Schulaktivitäten teil und haben ebenso regen Austausch über ihr Kind mit dem Schulpersonal wie andere Eltern (Kosciw & Diaz, 2008, S. 35). Mit Betreuer_innen oder Lehrer_innen spricht mehr als die Hälfte der von Rupp und Bergold (2009) befragten Eltern über ihre Familiensituation (S. 289). Lediglich 5% dieser Familien haben es bisher vermieden, das Umfeld über ihre Familienkonstellation in Kenntnis zu setzen (Rupp & Bergold, 2009, S. 296). In der Studie von Vanfraussen et al. (2002, S. 249) haben sogar fast alle Eltern den Lehrer_innen erzählt, dass sie gleichgeschlechtliche Eltern sind.

4.4. Copingstrategien, Schutz- und Risikofaktoren

Nach der Beschreibung der Stigmatisierungserfahrungen und deren Folgen, auch in Bezug auf Freundschaftsbeziehungen, interessiert nun in diesem Unterkapitel, welche Copingstrategien die Kinder gleichgeschlechtlicher Eltern und die Eltern anwenden, wenn sie Stigmatisierungen erfahren sowie welche Risiko- und Schutzfaktoren für solche negativen Erlebnisse auszumachen sind. Nach dem Coping, einem der individuellen, persönlichen Ebene zuzuordnenden Faktor, sind die Schutz- und Risikofaktoren für Stigmatisierungserfahrungen aufgeteilt in die Mikroebene Familie und Freund_innen, die Mesoebene Schule und die Makroebene Gesellschaft.

4.4.1. Copingstrategien

Van Gelderen et al. unterscheiden aufgrund der Antworten bezüglich ihres Umgangs mit Stigmatisierungserfahrungen die Copingstrategien 17-jähriger Jugendlicher aus den USA, die seit Geburt mit lesbischen Müttern aufwachsen, in anpassungsfähig und nicht anpassungsfähig (van Gelderen et al., 2012b, S. 1003). Anpassungsfähige Copingstrategien sind demnach:

- Optimismus: Sich selbst Mut machen und die Familiensituation positiv werten. Negative Erfahrungen wegstecken, vergessen und nicht persönlich nehmen. Menschen, die sie stigmatisieren, nicht beachten.

- Konfrontation: Den/Die Täter_in konfrontieren und klar machen, dass seine/ihre Bemerkungen inakzeptabel sind. Offenheit, also dafür sorgen, dass alle wissen, dass er/sie zwei Mütter hat. Andere Meinungen akzeptieren, solange er/sie auch akzeptiert wird.
- Unterstützung im sozialen Umfeld: Sich mit Menschen abgeben, welche die Familienform lesbischer Elternschaft unterstützen. Sich bei Stigmatisierungserfahrungen Hilfe suchen, beispielsweise bei Lehrer_innen oder den Eltern.

Als nicht anpassungsfähig werden genannt:

- Vermeidung: Die Familienkonstellation verschweigen/verheimlichen/verleugnen.
- Ignorieren: Nicht auf Stigmatisierungen reagieren.
- Rückzug: Meiden von Personen oder Situationen, die zu Stigmatisierungen führen könnten.

In der Studie von van Gelderen et al. (2012b, S. 1003) wenden 64% der Jugendlichen, die bereits einmal stigmatisiert worden sind, anpassungsfähige Copingstrategien an und 56% greifen auf nicht anpassungsfähige zurück (Mehrfachnennungen waren möglich; häufig wird nicht nur eine Copingstrategie angewandt. Siehe ergänzend Abbildung 2 in Kapitel 4.1.2.2. USA, NLLFS). Mädchen wählten den Autor_innen zufolge häufiger anpassungsfähige Copingstrategien als Jungen. Ray und Gregory (2001) stellen bei den von ihnen interviewten Kindern und Jugendlichen alle Arten der oben erwähnten Copingstrategien fest. Von den anpassungsfähigen Copingstrategien wird von den jüngeren Kindern (8- bis 10-jährig) Hilfe holen bei Eltern, Geschwistern, Freund_innen oder Lehrer_innen häufiger genannt als bei älteren (10- bis 12-jährig), die öfter eine erklärende Konfrontation wählen (Ray & Gregory, 2001, S. 31). Jugendliche wählen dagegen eher alle drei als nicht anpassungsfähig erklärten Copingstrategien oder – vor allem Jungen – körperliche Konfrontation, wohingegen sie kaum mehr mit anderen darüber sprechen, dafür ihre Freund_innen gezielter aussuchen entsprechend der Unterstützung und Akzeptanz, die sie sich von ihnen erhoffen und meist auch erhalten (Ray & Gregory, 2001, S. 32). Bei älteren Jugendlichen (16- bis 18-jährig) tritt die erklärende Konfrontation wieder vermehrt auf den Plan. Gershon, Tschann und Jemerin (1999, S. 443) stellen fest, dass bei denjenigen Jugendlichen, die viel oder starke Stigmatisierung erlebt haben, diejenigen mit effektiveren Entscheidungs- und Problemlösungsstrategien einen höheren Selbstwert aufweisen als diejenigen mit weniger effektiven. Der Schutzfaktor „effektive Entscheidungs- und Problemlösungsstrategien“ kann also den negativen Effekt, den Stigmatisierungserfahrungen auf den Selbstwert der betroffenen Jugendlichen haben können, mildern oder aufheben.

Viele Jugendliche mit gleichgeschlechtlichen Eltern wenden als Schutz vor Stigmatisierung und Ausgrenzung die Strategie an, negative Reaktionen gar nicht erst entstehen zu lassen, sprich möglichen Situationen, die solche auslösen könnten, aus dem Weg zu gehen (Crouch et al., 2014b, S. 6; Rupp & Bergold, 2009, S. 297), oder sie „weichen entsprechenden Fragen aus

oder geben Teilwahrheiten an“ (Berger et al., 2000, S. 73). Sie müssen sich immer fragen, in welchem Kontext sie wie viel über ihre Familie preisgeben wollen. Insbesondere die Schule ist dabei ein solcher Ort, der von den Jugendlichen viel Aufmerksamkeit und Abwägen verlangt und wo ein sicherer, stigmatisierungsfreier Umgang deshalb besonders wichtig ist (Crouch et al., 2014b, S. 8). Dies gilt ebenso für die gleichgeschlechtlichen Eltern (siehe auch vorangehendes Unterkapitel 4.3. Freundschaftsbeziehungen und Offenheit).

Streib-Brzič und Quadflieg (2001, S. 23) analysierten die Strategien, wie Kinder mit gleichgeschlechtlichen Eltern mit Stigmatisierungen umgehen und nannten eine Kategorie „*Normalisierungsstrategien*“. Hierunter fällt, die eigene Familie als normal wahrzunehmen und nach aussen darzustellen, die eigene Familienform selber nicht als unnormal oder auch nur als speziell oder problematisch anzusehen. Dies kann einerseits nachvollziehbar sein, insbesondere wenn die Kinder seit Geburt mit gleichgeschlechtlichen Eltern aufgewachsen sind und daher für sich nichts anderes kennen. Dennoch vermuten die Autor_innen hierin andererseits auch nur einen Ausdruck von Loyalität der Kinder zu ihren Eltern und eine „Beruhigung bezogen auf die Befürchtungen der Erwachsenen, die Kinder könnten ausgegrenzt werden und/oder die Kinder könnten die LGBTQ-Identifizierung [8] ihrer Eltern ablehnen“ (Streib-Brzič & Quadflieg, 2001, S. 24), und damit verbunden ein Wunsch der Kinder, nicht zu lange über Stigmatisierungserfahrungen, die Familienform oder die sexuelle Orientierung der Eltern reden zu müssen und auf diese Weise Autonomie und Souveränität, die Situation kontrollieren zu können, zu erlangen; eine internalisierte Normalisierung wäre demnach nicht gegeben. Ähnliches leistet auch das „De-Naming“ (Streib-Brzič & Quadflieg, 2001, S. 24), was bedeutet, dass schwul, lesbisch oder andere nicht heteronormative Wörter oder Phrasen nicht verwendet werden und mit unbestimmten Begriffen wie „es“, „das“ oder „so“ ersetzt werden. Ausserdem heben fast alle interviewten Kinder und Jugendlichen in dieser Studie hervor, selber heterosexuell zu sein. Ein Mädchen identifiziert sich zwar als lesbisch und Streib-Brzič und Quadflieg (2011, S. 29) stellen bei einigen Interviewpartner_innen Offenheit in Bezug auf geschlechterrollenstereotype Normen fest, aber insbesondere Jungen unterstreichen stark, nicht homosexuell zu sein. Dies stellt den Kindern und Jugendlichen Integration in ihre Peer-Gruppe sicher, bewahrt sie vor zusätzlicher Stigmatisierung, entkräftet mögliche Vorbehalte, sie könnten die sexuelle Orientierung ihrer Eltern wegen denselben übernehmen, und ist schliesslich eine Möglichkeit, die Ablösung von den Eltern in der Pubertät zu gestalten, wie Streib-Brzič und Quadflieg festhalten. Der abwertenden Verwendung von Wörtern wie schwul oder lesbisch begegnen die meisten Kinder und Jugendlichen mit Bagatellisierung, oder sie benutzen sie sogar selber (Streib-Brzič & Quadflieg 2011, S. 25). Nur einige der jüngeren Kinder, die in die gleichgeschlechtliche Familie hineingeboren wurden und die ausdrücklich eine unterstützende Haltung zur sexuellen Orientie-

⁸ Q steht für queer und wird häufig für Menschen verwendet, die sich nicht als lesbisch, schwul, bisexuell oder trans* (LGBT) identifizieren, aber dennoch von heteronormativen Normen abweichen.

rung ihrer Eltern einnehmen, wehrten sich, wenn abwertende Bemerkungen Gleichaltriger über nicht heteronormative Lebensentwürfe fallen. Einer zweiten Kategorie, den „Strategien im Umgang mit De-Normalisierung“ kann das Informationsmanagement, wie es Goffman beschreibt, zugeordnet werden. Mit De-Normalisierung meinen Streib-Brzič und Quadflieg (2011, S. 27) eine Familienform mit gleichgeschlechtlichen Eltern als nicht normal und damit als minderwertig darzustellen, was bereits mit Fragen oder Erzählaufforderungen, die bei anderen Familienformen nicht gestellt würden, stattfindet. Das Informationsmanagement, der Umgang mit De-Normalisierung, drückt sich in den Interviews von Streib-Brzič und Quadflieg (2011, S. 28) so aus, dass die Kinder und Jugendlichen sehr genau auswählen, wem sie wann welche Information über ihre Familie anvertrauen. Beispielsweise sprechen sie nicht von sich aus über ihre Familie oder die homo-/bisexuelle Orientierung ihrer Eltern, sondern nur, wenn sie danach gefragt werden. Oder sie vertrauen diese Informationen nur engen Freund_innen an. Die Wahrheit mit bestimmten Formulierungen zu strapazieren oder sie sogar ganz zu verschweigen kann hierbei auch eine Strategie sein, genauso, wie die Familiensituation als völlig normal hinzustellen und gar nichts zu verheimlichen. Fragen über ihre Familiensituation oder über ihre eigene Entstehung beantworten die meisten Kinder und Jugendlichen gerne, sofern ein ernst gemeintes, offenes Interesse spürbar ist und nicht nur wiederholt (aus)gefragt wird und dabei in Hänseleien, Beleidigungen oder Rechtfertigungsaufforderungen übergegangen wird (Streib-Brzič & Quadflieg, 2011, S. 28). Hierbei sind den Kindern ihre Eltern willkommene Hilfen für Tipps und Rat, wie sie mit lästigen oder böartigen Fragen umgehen und darauf reagieren könnten. Wenn unter Gleichaltrigen über Familie überhaupt gesprochen wird, werden in den Gesprächen allerdings eher Themen angesprochen, über die alle Beteiligten etwas sagen können wie beispielsweise Trennungserfahrungen und kaum die sexuelle Orientierung der Eltern (Streib-Brzič & Quadflieg, 2011, S. 29).

4.4.2. Familie, Freund_innen

Allgemein ist im Bereich der Familie das Bindungsverhalten – insbesondere, eine tragfähige Beziehung zu mindestens einer engen Bezugsperson aufzubauen – wichtig für die kindliche Entwicklung und die Förderung seiner Resilienz⁹ (Reichle & Gloger-Tippelt, 2007, S. 201). Ausserdem nennen Reichle und Gloger-Tippelt (2007, S. 201) ein gutes Erziehungsverhalten der Eltern (bspw. Anteilnahme, Monitoring, Konsistenz) und ihre Beziehung zueinander (Elternpartnerschaft), wobei dies für alle Kinder gilt und nicht nur für diejenigen in Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern. Eine bindungs- und rollentheoretische Begründung für eine positive kindliche Entwicklung präsentiert auch Rauchfleisch: „Die entwicklungspsychologische Forschung zeigt uns, dass die Grundvoraussetzung zur gedeihlichen Entwicklung von Kindern die Verfügbarkeit *einer* konstanten Bezugsperson ist, unabhängig davon, ob diese Person weiblich

⁹ „Resilienz bezieht sich also auf psychische Gesundheit trotz erhöhter Entwicklungsrisiken und verweist auf die Fähigkeit von Individuen, solche Risikobelastungen zu bewältigen.“ (Friedrich, 2012)

chen oder männlichen Geschlechts ist. Ist diese Bedingung garantiert, so spielt es keine wesentliche Rolle, ob eine zweite Person in der Familie lebt. Die zu ihrer Persönlichkeitsbildung nötigen gleich- und gegengeschlechtlichen Modelle suchen sich Kinder aus Eineltern-Familien bei den Personen ihres weiteren sozialen Umfelds (Rauchfleisch 1997).“ (2010, Kapitel 4, Hervorhebung im Original). Rauchfleisch negiert damit sogar die Notwendigkeit einer Paarkonstellation als Voraussetzung für eine gute psychosoziale kindliche Entwicklung und spricht dagegen dem sozialen Umfeld eine wichtige Funktion darin zu. Ebenso betonen Streib-Brzič und Quadflieg die Bedeutung einer „vertrauensvolle(n) Beziehungen zu Eltern oder mindestens einer engen Bezugsperson“ (2001, S. 30) als Grundlage einer positiven Entwicklung, insbesondere auch, um Stigmatisierungserfahrungen gut verarbeiten zu können. Bos und Gartrell (2010) betrachten drei Schutzfaktoren in der Familie: den Familienzusammenhalt, das Klima in der Familie/das Zurechtkommen mit den Eltern („family compatibility“) und wie/ob die Eltern die Kinder auf homophobe Stigmatisierung (Stigmatisierung aufgrund ihrer Familienform mit gleichgeschlechtlichen Eltern) vorbereitet haben. Von diesen drei kann der Schutzfaktor einer nahen, positiven Beziehung („family compatibility“) der Kinder zu ihren Müttern den negativen Effekt von Stigmatisierungserfahrungen auf Verhaltensprobleme der Kinder und Jugendlichen ausgleichen und kompensieren (Bos & Gartrell, 2010, S. 566-567). Was daher bei Bos und van Balen (2008) erstaunt, ist, dass eine gute Eltern-Kind-Beziehung nicht als Faktor identifiziert werden konnte, der die negativen Auswirkungen von Stigmatisierungserfahrungen zu mildern vermag, obwohl er auch untersucht wurde. Auch Gerlach (2010, S. 300) nennt nämlich stabile, verlässliche Eltern-Kind-Beziehungen als einen wichtigen Schutzfaktor vor negativen Auswirkungen von Stigmatisierungen und auch Rupp und Bergold schreiben: „Eine vertrauensvolle Beziehung zum leiblichen Elternteil kann negativen Auswirkungen von Diskriminierungserfahrungen entgegenwirken.“ (2009, S. 307).

Bos und van Balen (2008) untersuchten, ob positive Werte in der Qualität der Beziehung zu den Eltern (Faktoren Akzeptanz durch Eltern und Konfliktlösungskompetenz), in der Akzeptanz durch Gleichaltrige und im Kontakt mit Kindern aus anderen Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern die negativen Auswirkungen von Stigmatisierungserfahrungen auf die kindliche Entwicklung (Verhaltensprobleme, emotionale Auffälligkeiten, Hyperaktivität, Selbstwertgefühl) mildern, also als Schutzfaktoren dienen können. Eine hohe Akzeptanz bei Gleichaltrigen wirkt sich signifikant positiv auf das Selbstwertgefühl von Jungen aus (Bos & van Balen, 2008, S. 229). Für Mädchen wirken sich eine gute Beziehung zu den Müttern sowie eine hohe Akzeptanz bei Gleichaltrigen positiv auf das Selbstwertgefühl aus (Bos & van Balen, 2008, S. 229). Ausserdem steht für Mädchen häufiger Kontakt mit Kindern aus anderen Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern in Zusammenhang mit niedrigen Hyperaktivitätswerten und eine hohe Akzeptanz bei Gleichaltrigen mit niedrigen Werten bezüglich Verhaltensproblemen. Ob die Schutzfaktoren greifen, um negative Auswirkungen von Stigmatisierungen auf die kindliche

Entwicklung zu mildern, untersuchten die Autor_innen in einem zweiten Schritt. Hierbei zeigt sich, dass lediglich der Kontakt mit Kindern aus anderen Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern einen Einfluss hat: Bei denjenigen Kindern, die wenig solchen Kontakt haben, wirken sich Stigmatisierungserfahrungen negativer auf das Selbstwertgefühl aus als bei solchen, die mehr Kontakt mit Gleichaltrigen in ähnlichen Familienkonstellationen haben (Bos & van Balen, 2008, S. 230). Auch die von Vanfraussen et al. (2002, S. 246) befragten Kinder und die von Streib-Brzič und Quadflieg (2011, S. 31) befragten Kinder und Jugendlichen bezeichnen den Kontakt mit anderen Kindern aus Familien mit lesbischen Müttern als wichtig, weil sie dabei ein geschütztes Umfeld haben, in dem sie sich nicht als Sonderfall fühlen müssen, sondern verstanden werden und ihre Familiensituation als normal erleben dürfen. Der Austausch und Kontakt mit anderen Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern, um so ein soziales, solidarisches Netzwerk aufzubauen, wird ebenfalls von Gerlach (2010, S. 302) erwähnt.

Van Gelderen et al. (2012a) stellen zwei zwischenmenschliche Schutzfaktoren fest, welche die negativen Auswirkungen von Stigmatisierungserfahrungen auf die psychosoziale Entwicklung und Gesundheit von Kindern und Jugendlichen mit gleichgeschlechtlichen Eltern mildern können und erklären, weshalb einige Jugendliche, die Stigmatisierung erlebt haben, tiefere und andere höhere Werte bezüglich psychischer Gesundheit und Lebenszufriedenheit haben: Es sind die Faktoren Familienzusammenhalt und Peergruppenintegration. Sie schreiben, dass 17-jährige Jugendliche aus den USA, die seit Geburt mit lesbischen Müttern aufwachsen, weniger psychische Probleme haben und mit ihrem Leben zufriedener sind, wenn sie die Beziehung zu ihren Eltern als positiv beschreiben und wenn sie finden, dass sie gut in eine Gruppe Gleichaltriger integriert sind (van Gelderen et al., 2012a, S. 819). Hingegen fanden die Autor_innen auch heraus, dass die intrapersonale Eigenschaft der Androgynität, entgegen ihrer Annahme, kein Schutzfaktor ist (van Gelderen et al., 2012a, S. 819-820). Androgynität bedeutet, sowohl viele als stereotypisiert männlich bezeichnete wie auch viele als stereotypisiert weiblich bezeichnete Eigenschaften zu besitzen, was mit einer höheren Flexibilität einhergehen sollte, um in verschiedenen Situationen angemessen zu reagieren, sodass weniger Stigmatisierungen erfahren werden oder mehr Copingstrategien zur Verfügung stehen, um ihre negativen Auswirkungen zu mildern (van Gelderen et al., 2012a, S. 813).

In der Untersuchung von Rupp und Bergold (2009, S. 289) stehen alle Eltern, die Kinder aus ihrer aktuellen gleichgeschlechtlichen Beziehung haben, ihnen für Fragen und Unterstützung, beispielsweise wie sie auf ablehnende Bemerkungen anderer Personen reagieren können, zur Verfügung. Weiter besprechen 63% der Eltern in dieser Studie mit ihren Kindern mögliche Verhaltensweisen bei Diskriminierungserfahrungen im Voraus und nehmen mit einem offenen und selbstbewussten Auftreten bezüglich ihrer Familienform eine Vorbildfunktion ein (Rupp & Bergold, 2009, S. 297). Bei Bos und Gartrell (2010, S. 564) sprechen lediglich 36% der gleichgeschlechtlichen Mütter mit ihren Kindern über mögliche Stigmatisierungen. Die Au-

tor_innen stellen allerdings auch fest, dass eine Antizipation einer Stigmatisierungserfahrung kein Schutzfaktor vor einer solchen ist und meinen, dass eine praktische Vorbildfunktion durch Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit wichtiger sein könnte (Bos & Gartrell, 2010, S. 568). Die von Streib-Brzič und Quadflieg (2011, S. 30) interviewten Kinder und Jugendlichen erwähnen ihre Eltern als wichtige Unterstützung dabei, wie sie mit ihrer Familienform und möglichen darauf beruhenden Stigmatisierungserfahrungen umgehen können. Die Kinder möchten dabei zwar letztendlich selber über ihr Informationsmanagement entscheiden können, begrüssen es jedoch, wenn die Eltern bereits vor oder gerade bei Schulbeginn mit der Schule Kontakt aufnehmen, ihre Familienkonstellation darlegen und die Kinder somit entlasten, dies nicht selber machen zu müssen (Streib-Brzič & Quadflieg, 2011, S. 30). Die Bereitschaft der Eltern, Fragen ihrer Kinder, beispielsweise zur Entstehungsgeschichte der Familie, altersangebracht zu beantworten, wird in einem Handbuch, das sich sowohl an (zukünftige) gleichgeschlechtliche Eltern wie auch an Fachpersonen, die mit solchen zu tun haben, richtet, als wichtiger Unterstützungsfaktor bei negativen Erfahrungen, die das Kind aufgrund seiner Familienkonstellation macht, genannt (Gerlach, 2010, S. 300). Ausserdem sei die vorgängige Vorwegnahme und Besprechung möglicher schwieriger Situationen und Fragen, die das Kind gewärtigen könnte, wichtig.

Rauchfleisch (2010, Kapitel 3) nennt eine positive Integration der homosexuellen Orientierung in die Identität der Eltern als wichtig für die Entwicklung ihrer Kinder. Ausserdem sei Offenheit der gleichgeschlechtlichen Eltern in Bezug auf ihre Familienkonstellation wichtig, um die Kinder nicht unter Druck zu setzen, diese verstecken zu müssen oder eine gleichgeschlechtliche Lebensweise als minderwertig zu präsentieren. In einer Tagungsbroschüre wird betont, dass die Kinder selber entscheiden sollen, wann sie mit ihrer Familiensituation ihren Freund_innen oder Schulmitarbeiter_innen gegenüber offen umgehen wollen (Senatsverwaltung für Arbeit, Soziales und Frauen & Senatsverwaltung für Schule, Jugend und Sport, 2001, S. 87). Ein offenes, selbstbewusstes Auftreten gegenüber der Schule, Sichtbarkeit, Interesse und Anteilnahme am Schulleben sowie grundsätzlich der persönliche Kontakt mit den Lehrpersonen werden dort als beste Strategie genannt, um keine Stigmatisierungen zu erfahren. Auch in der Studie von Kläser (2011, S. 258+260) wird konstatiert, dass die Familien selber einen offenen Umgang mit ihrer Lebenssituation als Familie mit gleichgeschlechtlichen Eltern als Schutzfaktor vor Diskriminierungs- und Stigmatisierungserfahrungen auffassen. Offenheit wird auch von Carapacchio (2009, S. 25+78) empfohlen, sowohl von den Eltern gegenüber ihren Kindern betreffend ihre sexuellen Orientierung, dass sie ihnen beispielsweise nicht vormachen, der_die Lebenspartner_in sei nur ein_e Freund_in, aber auch, dass die Eltern den Kindern nicht verbieten, über ihre Familienkonstellation zu sprechen, weil dies einen sehr grossen Geheimhaltungsdruck auf die Kinder erzeuge, und weil sie häufig nicht wüssten, wem sie nun etwas über ihre Familienkonstellation sagen dürfen oder wie sie sich verhalten sollen, um sie

geheim zu halten. Sind die Eltern offen und leben ihre Familiensituation ganz selbstverständlich, ermöglicht dies den Kindern meist, selber zu entscheiden, wem sie wann wie viel über ihre Familie erzählen möchten. Die Reaktionen des Umfelds sind zudem häufiger von Interesse, Neugierde und einer grundsätzlich positiven Haltung gegenüber der Familienform mit gleichgeschlechtlichen Eltern geprägt, wenn ein offener Umgang gepflegt wird (Carapacchio, 2009, S. 85+89). Die Studie von Gershon et al. (1999, S. 443) bestätigt, dass ein offener Umgang der Kinder mit ihrer Familiensituation positiv für einen Bereich ihres Selbstwertgefühls ist: Diejenigen Jugendlichen, die offen damit umgehen, dass sie gleichgeschlechtliche Eltern haben, können, selbst wenn sie viele Stigmatisierungen erleben, besser enge Freundschaften eingehen als Jugendliche, die ihre Familienform verstecken. Allerdings kann die Kausalitätsrichtung – grössere Freundschaftsbildungsfähigkeit aufgrund grösserer Offenheit oder grössere Offenheit, weil besser enge Freundschaften gebildet werden können, in denen Offenheit möglich ist – nicht klar identifiziert werden. Aus der Beschreibung einer an der qualitativen Studie teilnehmenden Probandin durch Häfliger (2011, S. 58-64) lässt sich erkennen, dass dieses Mädchen in der aktuellen Schulklasse einen sehr wohlwollenden, ihrer Familiensituation freundlich gesinnten Freundeskreis hat. Womöglich beschreibt sie deswegen die früher erlebten Diskriminierungen nicht oder nicht mehr als belastend. Der Junge in Häfligers Studie, der keine belastenden und sonst kaum Diskriminierungen erlebt hat, wird als bei seinen Freund_innen sehr beliebt und als Junge mit starkem Charakter sowie selbstbewusstem Auftreten beschrieben, und seine Freund_innen finden seine Familie sogar sehr interessant und reagieren positiv darauf (Häfliger, 2011, S. 58-64). Auch bei ihm könnten gute Freundschaftsbeziehungen wie auch ein grosses Selbstbewusstsein Schutzfaktoren vor Stigmatisierungserfahrungen bilden.

4.4.3. Schule

Schulen können die Akzeptanz von Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern dadurch fördern, dass sexuelle Vielfalt und Familienvielfalt im Unterricht gleichwertig vorkommen, und die Lehrer_innen die Kinder lehren, mit einer interessierten und offenen Einstellung auf „Andersartigkeit“ und Unbekanntes zuzugehen (Bieleman, van Dijk, Langezaal, Verheggen & Dankmeijer, 2014; Gerlach, 2010, S. 332; Streib-Brzič & Quadflieg, 2011, S. 32). Die Kinder zu ermutigen, sich gegen Diskriminierungen und Hänseleien einzusetzen, gehört ebenso dazu (Bieleman et al., 2014). Auch in der Studie von Bos, Gartrell, Peyser & van Balen (2008a, S. 462) wurde ein dahingehender Zusammenhang festgestellt: Kinder, die auf eine Schule gehen, welche LGBT-Themen nicht fest in den Lehrplan integriert hat, sind introvertierter und zeigen mehr aggressives Verhalten sowie mehr soziale Probleme als Kinder, die auf Schulen gehen, in denen LGBT-Themen fest im Lehrplan integriert sind. Wenn in einer Schule LGBT-Themen im Unterricht vorkommen, mindert dies demnach die negativen Folgen von Stigmatisierungen auf die Entwicklung der betroffenen Kinder. Pädagogischen Fachpersonen, insbesondere Lehrpersonen, raten Gerlach (2010, S. 307), Streib-Brzič und Quadflieg (2011, S. 32) und auch

Bieleman, van Dijk, Langezaal, Verheggen und Dankmeijer (2014), bei Hänseleien aufgrund der Familienform und homophoben Äusserungen konsequent einzugreifen und sie nicht zu tolerieren. Ausserdem raten sie Fachpersonen, Vielfalt aufzuzeigen – im eigenen Sprachgebrauch, in der gleichwertigen Darstellung verschiedener Familienmodelle und Lebensweisen, aber auch sexuelle Vielfalt unter den Schüler_innen zu akzeptieren. Die Institution Schule soll Gerlach zufolge dasselbe auch auf strategisch-konzeptioneller Ebene tun, beispielsweise mit einem „Diversity-Leitbild“. Die von Ray und Gregory (2001, S. 33) befragten Kinder sehen Bildung und Aufklärung von Schüler_innen, aber auch von Lehrer_innen, sowie die Berichtigung falscher Vorstellung derselben über Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern und über homo-/bisexuelle Menschen als Massnahmen in der Schule, welche die Akzeptanz von Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern fördern könnten. Dies könne geschehen durch eine bessere Sichtbarkeit von Schwulen und Lesben im Alltag oder durch die Thematisierung im Schulunterricht, wenn nötig durch externe Fachpersonen. Ausserdem sollte Homophobie an Schulen aktiv bekämpft und als gleichsam unerwünscht wie Rassismus und Sexismus behandelt werden (Ray & Gregory, 2001, S. 33). Die Schule sollte gemäss Bieleman et al. (2014) Anti-Diskriminierungs- oder Anti-Mobbing-Richtlinien haben und anwenden, welche sexuelle Orientierung und Familienkonstellation explizit nennen. Kosciw und Diaz bestätigen diese Empfehlung durch ihre empirische Forschung: Die gleichgeschlechtlichen Eltern fühlen sich durch diejenigen Schulen, die explizite, detaillierte Richtlinien haben (sexuelle Orientierung, Geschlechtsidentität oder Geschlechtsausdrucksart werden ausdrücklich genannt) besser in ihrer Familienform anerkannt, nehmen die Schule als integrativer wahr und erleben weniger schlechte Behandlung durch dieselbe als Eltern, bei denen die Schule keine oder eine allgemein gehaltene Richtlinie hat (Kosciw & Diaz, 2008, S. 102). Das Klima und Richtlinien an der Schule können auch Rivers, Poteat und Noret (2008, S. 132) zufolge einen wichtigen Beitrag leisten, damit Kinder mit gleichgeschlechtlichen Eltern gleichermassen wie ihre Kolleg_innen mit gegengeschlechtlichen Eltern an der Schule teilhaben können und nicht stigmatisiert werden. Eine Atmosphäre, die geprägt ist von Offenheit, Freundlichkeit und von echtem Interesse erwähnen ebenfalls Streib-Brzič und Quadflieg (2011, S. 32) als Voraussetzung, damit sich Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern an der Schule wohl und inkludiert fühlen. Schulen, die für ihre Mitarbeiter_innen Schulungen zu LGBT-Themen anbieten, werden von den gleichgeschlechtlichen Eltern als akzeptierender und integrativer für ihre Familienform eingeschätzt als solche, die dies nicht tun (Kosciw & Diaz, 2008, S. 102). Gemäss Kosciw und Diaz (2008, S. 100) hat eine grössere Anzahl von Schulmitarbeiter_innen, die positiv gegenüber homo-, bisexuellen oder trans*-Menschen eingestellt sind, einen positiven Einfluss auf die Schulnoten der Schüler_innen mit gleichgeschlechtlichen Eltern und hilft, dass sie weniger Schulabsenzen aufgrund eines Unsicherheitsgefühls haben. Die Empfehlungen von Bieleman et al. (2014) erwähnen ausserdem, dass die Schule die spezifischen Bedürfnisse (bspw. Vater-/Muttertag, wie wollen die El-

tern bezeichnet werden, wer soll (nicht) von der Familienkonstellation wissen) von Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern berücksichtigen und dazu die betreffenden Familien selber fragen sollte, was sie möchten. Des Weiteren sollten alle Schulmitarbeiter_innen über sexuelle Vielfalt diskutieren und zu möglichst einheitlichen Grundsätzen in Einstellung und Verhalten kommen. Schliesslich schlagen Bieleman et al. (2014) vor, dass die Schulen Beratung und Unterstützung für Schüler_innen und Eltern anbieten, die unter Hänseleien und Diskriminierung aufgrund ihrer Familienkonstellation, ihrer sexuellen Orientierung oder ihrer Geschlechtsidentität leiden, aber auch die „Täter_innen“ berücksichtigen und beraten respektive unterstützen solle, damit diese ihre „dysfunctional feelings“ (Bieleman et al., 2014) ablegen könnten.

4.4.4. Gesellschaft

Auf gesellschaftlicher Ebene könnte laut Gerlach (2010, S. 308) die vollständige rechtliche Gleichstellung aller Familienformen, also die Beseitigung jeglicher juristischer (bspw. Stiefkindadoption), finanzieller (bspw. bei Trennung) und symbolischer (bspw. Ehe) Benachteiligungen, zu einer grösseren gesellschaftlichen Akzeptanz von Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern führen, was sich wiederum in geringeren Stigmatisierungen von Kindern solcher Familien auswirken dürfte. Die Familien selber bemängeln die geringe Sichtbarkeit ihrer Familienform und die geringe Akzeptanz auf gesellschaftlicher Ebene, wie sie sich beispielsweise in rechtlichen Benachteiligungen zeigt (Kläser, 2011, S. 258+260). Link und Phelan (2001, S. 381) betonen stark, dass eindimensionale Interventionen, um Stigmatisierungen zu verhindern, nicht greifen. Sowohl individuelle als auch strukturelle und Selbst-Diskriminierung (internalisierte Homophobie) müssten angegangen werden; aber noch wichtiger sei es, die Ursachen der Stigmatisierung zu bekämpfen: Einstellungen und Vorurteile über die stigmatisierten Menschen sowie die zugrunde liegenden Machtverhältnisse müssten geändert werden, um die Stigmatisierung beenden zu können.

4.5. Fazit

Zusammenfassend lässt sich bezüglich Stigmatisierungserfahrungen Folgendes sagen:

Die Angst vor Stigmatisierungserfahrungen ist grundsätzlich grösser als das Ausmass tatsächlich eingetretener Stigmatisierungserfahrungen. Die Formen von Stigmatisierungen sind unangenehmes, wiederholtes Fragen, das Infragestellen der Familienform und der Entstehungsgeschichte, homophobe Äusserungen, das Ausblenden anderer als heteronormativer Lebens- und Familienformen, insbesondere im Schulunterricht, sowie Beschimpfungen, Beleidigungen und Auslachen. Ein Grossteil der Stigmatisierungen findet in der Schule, hauptsächlich durch andere Kinder, aber auch durch Erwachsene wie Lehrpersonen, Schulmitarbeiter_innen oder Eltern statt. Meist ist es etwas weniger als die Hälfte der Kinder und Jugendlichen mit gleichgeschlechtlichen Eltern, die von Stigmatisierungserfahrungen auf-

grund ihrer Familienform berichten. Enge Freundschaftsbeziehungen haben Kinder gleichgeschlechtlicher Eltern zwar ähnlich gute und ähnlich viele wie andere Kinder, aber die Integration in grössere Gruppen ist für sie schwieriger.

Die Angst vor negativen Reaktionen des Umfelds fördert Verstecken und Verheimlichen der Familienkonstellation. Aber auch erlebte, negative Reaktionen der Mitschüler_innen können Kinder mit gleichgeschlechtlichen Eltern zu einer distanzierteren Haltung gegenüber ihren Eltern und ihrer Familienform bringen und bewirken, dass sie diesbezüglich verschwiegener werden. Jüngere Kinder gehen offener mit ihrer Familiensituation um und erleben auch weniger Stigmatisierungen als ältere Kinder und insbesondere als Jugendliche. Dass ältere Kinder und Jugendliche mehr Hänseleien erfahren als jüngere und sich häufiger ausgeschlossen fühlen, könnte einerseits damit zusammenhängen, dass sie bereits längere Zeit in der Schule verbracht haben, und damit die Wahrscheinlichkeit steigt, dass sie solche Erfahrungen machen. Eine weitere Erklärung könnte sein, dass mit zunehmendem Alter die Fähigkeit der Kinder steigt, Unterschiede festzustellen und diese zu bewerten. Kleine Kinder sind noch weniger stark durch gesellschaftliche Normen geprägt und offener gegenüber Andersartigkeit, wohingegen die späte Kindheit und frühe Jugendzeit (Pubertät) durch Ausrichtung an Normen und dem Bedürfnis nach Abgrenzung geprägt sind. Dass die Pubertät als Zeit der Abgrenzung, Gruppenbildung und der Entwicklung der eigenen Sexualität in die Sekundarschulzeit fällt, kann auch eine mögliche Erklärung für vermehrte Stigmatisierungserfahrungen bei älteren Kindern und Jugendlichen sein: Dies könnte die Kinder und Jugendlichen dazu bringen, „abweichende“ Familienformen als Ausschluss- und Hänseleimittel gegen die Kinder in den entsprechenden Familien zu verwenden.

Die Folgen von Stigmatisierungserfahrungen sind, dass die psychosoziale Gesundheit leiden kann, insbesondere ein tieferes Selbstwertgefühl, mehr Verhaltensauffälligkeiten sowie Angst und Depression auftreten können. Copingstrategien bei Stigmatisierungserfahrungen können sein, die eigene Familie positiv zu bewerten, mit den Eltern oder anderen akzeptierenden Menschen zu reden, die Konfrontation zu suchen, Rückzug, sowie die Familienkonstellation vor dem Umfeld zu verstecken. Schutzfaktoren vor negativen Auswirkungen von Stigmatisierungserfahrungen auf die psychosoziale Gesundheit sind eine starke Bindung zu mindestens einer engen Bezugsperson, eine gute Eltern-Kind-Beziehung, mit den Eltern über befürchtete Stigmatisierungserfahrungen und mögliche Strategien zu sprechen. Weiter stellen sich der Kontakt mit anderen Kindern mit gleichgeschlechtlichen Eltern und Offenheit über die Familienkonstellation innerhalb der Familie wie auch gegen aussen als Schutzfaktoren heraus. In der Schule sind das Vorkommen nicht-heteronormativer Lebens- und Familienmodelle im Unterricht und die konsequente Interventionen von Lehrpersonen bei Hänseleien Schutzfaktoren, auf gesellschaftlicher Ebene ist es die Beseitigung rechtlicher Benachteiligungen von Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern.

In diesem Kapitel wurde nur von den erlebten Stigmatisierungen und negativen Reaktionen berichtet. Im Gegenzug bedeutet dies allerdings, dass diejenigen Kinder, welche von keinen solchen Erfahrungen berichten, positive oder keine besonderen Reaktionen auf die Offenbarung der Familiensituation erlebt haben. Die präsentierten Ergebnisse zeigen, dass sowohl die eigene Persönlichkeit der Kinder wie auch ihr Umgang und derjenige der Eltern mit der Familienkonstellation, aber auch der Freundeskreis und das Klima an der Schule Einflussfaktoren für Diskriminierungserfahrungen und deren Auswirkungen sind.

Es muss festgehalten werden, dass die Familie ein sehr zentraler Bereich der kindlichen Entwicklung und ein bedeutender Orientierungspunkt für Kinder ist. Darum sind Stigmatisierungen aufgrund der Familienkonstellation besonders schwerwiegend – wie auch andere Hänseleien, welche die Familie, das Aussehen oder die Persönlichkeit des Kindes betreffen. Wenn Kinder sich dann „gezwungen“ fühlen, über einen so zentralen Bereich für die Identitätsentwicklung wie die eigene Herkunftsfamilie zu schweigen, weil sie dies als beste Strategie für sich erachten, kann dies an eine unzumutbare und äusserst schädliche Folge erwarteter oder tatsächlicher Stigmatisierungen bezeichnet werden.

5. Interviews

Im empirischen Teil der vorliegenden Arbeit werden die Ergebnisse meiner eigenen qualitativen Forschung präsentiert. Nach diesem Kapitel, in welchem die Methodik der Interviewstudie vorgestellt und die Interviewpartner_innen beschrieben werden, folgt im nächsten Kapitel die Auswertung der Befragungen.

5.1. Methodik

In der theoretischen Fundierung narrativer Interviews wird darauf verwiesen, dass die Erzählung – die Narration – dasjenige Erhebungsinstrument ist, welches die subjektive Realität, die erlebte Wirklichkeit eines erlebten Ereignisses, am besten wiedergibt, wovon auch der Symbolische Interaktionismus ausgeht (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 80). Dies lässt sich sehr gut mit dem Konzept der Lebensweltorientierung (siehe [3.2. Lebensweltorientierung](#)) verknüpfen, das ebenfalls davon ausgeht, dass Kenntnis über das Erleben und die Erfahrungen von Menschen – als Voraussetzung für eine wirkliche, effektive Hilfe/Intervention – nur durch die Annäherung an eben diese Menschen sowie ihr Denken und Fühlen gewonnen werden kann. Dazu stellt eine authentische Erzählung der von ihnen erlebten Geschichten eine Möglichkeit dar. Ausserdem sieht die Lebensweltorientierung die Lebenslage und -welt der Menschen beeinflusst durch deren Erleben und Handeln, so wie auch der Symbolische Interaktionismus Handeln und Erleben/Denken in einen engen Zusammenhang stellt. Im Sinne

der Lebensweltorientierung können die soeben präsentierten Studien als die Beschreibung der Lebenslage von Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern gesehen werden und die Interviews als Erfassung der Lebenswelten. Im ersten Teil der vorliegenden Arbeit wurde die Biografie erwähnt, die sich ebenfalls durch Erzählung (Narration) erschliessen lässt. Mit einem narrativen Interview kann hingegen nur ein Ereignis erfragt werden, das die_der Befragte prozesshaft erlebt hat (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 82), es eignet sich daher, bezogen auf die hier verfolgten Fragestellungen, nur zur Beschreibung von Stigmatisierungserfahrungen oder anderen biografisch relevanten Ereignissen. Handlungsbedarf und Verbesserungsvorschläge zur Vermeidung von Stigmatisierungen aus Sicht der Befragten beispielsweise müssen also anderweitig erhoben werden. Przyborski und Wohlrab-Sahr (2014, S. 126-127) weisen darauf hin, dass für Beschreibungen und Argumentationen offene Leitfadeninterviews angebracht sein können. Um nebst den Erzählungen der Stigmatisierungserfahrungen spezifische Faktoren und Zusammenhänge derselben sowie den Handlungsbedarf zu erfahren, wurde daher von narrativen Interviews in ihrer „reinen“ Form abgesehen und stattdessen ein Leitfaden erstellt. Der Ablauf der Fragen war nicht starr, sondern wurde dem Interviewverlauf angepasst, sodass im Laufe des Interviews alle Fragen beantwortet waren, damit in der Folge erkenntnisreiche und brauchbare Schlüsse gezogen werden konnten.

Wie Link und Phelan (2001, S. 378) in ihrem Stigma-Konzept betonen, darf die Sicht auf stigmatisierte Personen nicht lediglich auf ihre Opferrolle gerichtet sein, weil dies die Stigmatisierung verstärken würde. Stattdessen sollten die stigmatisierten Personen auch als Akteure, die sich gegen die Stigmatisierung wehren, betrachtet werden können, um entsprechende Strategien erkennen zu können. Zudem kann ein enger Blickwinkel auf mögliche Stigmatisierungsfolgen, bedingt beispielsweise durch eine enge theoretische Begründung, Folgen der Stigmatisierung in anderen als den erwarteten Lebensbereichen nicht erkennen lassen und damit ein zu einfaches, unvollständiges Bild des Ausmasses der Stigmatisierung resultieren, wie Link und Phelan weiter ausführen. Für die Interviewdurchführung und -auswertung hat dies zur Konsequenz, ein ressourcenorientiertes Vorgehen anzuwenden, damit Gegenbewegungen zu und Abwehr von Stigmatisierungen sowie Resilienzfaktoren, Copingstrategien und andere Schutzfaktoren identifiziert werden können. Es soll also nicht nur darauf geachtet werden, was das Stigma, das als unerwünschte Eigenschaft bezeichnete Merkmal einer Person(engruppe), selber für Auswirkungen hat, sondern die Auswirkungen von damit einhergehendem Statusverlust und individueller sowie struktureller Diskriminierung, aber auch die möglichen Folgen von deswegen ergriffenen Copingstrategien sollen ebenso beachtet werden (siehe auch Link & Phelan, 2001, S. 379).

Die Fragen des Interviewleitfadens sind gleichzeitig die Kategorien zur Auswertung der Interviews. Der Leitfaden ist im Anhang zu finden. Bei der Transkription der Interviews wurde

die Methode des TiQ (Talk in Qualitative Social Research) verwendet, wie sie bei Przyborski und Wohlrab-Sahr (2014, S. 167) beschrieben ist.

5.2. Interviewpartner_innen und Interviewsituationen

Wie die Interviewpartner_innen gefunden wurden, welche sozioökonomischen Charakteristika sie aufweisen sowie Rahmung der Interviews wird in diesem Unterkapitel präsentiert.

5.2.1. Suche nach den Interviewpartner_innen

Um Interviewpartner_innen zu finden habe ich teilweise mit dem Dachverband Regenbogenfamilien zusammengearbeitet. Dieser Verein vertritt die Interessen von Familien mit gleichgeschlechtlichen oder trans* Eltern gegenüber Politik und Gesellschaft in der Schweiz und vernetzt die Familien untereinander (Dachverband Regenbogenfamilien, 2015). Ich verfasste einen Aufruf, der in seinem elektronischen Newsletter und auf seiner Facebook-Seite publiziert wurde, und auf den hin sich zwei Familien meldeten (Interview 1+4). Eine Familie habe ich bereits vorher gekannt (Interview 2), zu zwei weiteren konnte ich durch Drittpersonen aus meinem nächsten Umfeld Kontakt aufnehmen (Interview 3+5).

5.2.2. Ort und Zeit der Interviews

Da ich zeitlich und örtlich sehr flexibel und mobil war, konnten die Interviewpartner_innen selber darüber bestimmen, wann und wo das Interview stattfinden soll. Interview 1, 3 und 4 fanden in den Wohnungen der Befragten statt. Dieser Ort ist besonders geeignet, weil sich die Befragten dort wohl fühlen und entspannt sind, und weil es einen Einblick in ihr Lebensumfeld und in ihren Alltag ermöglicht. Interview 2 und 5 fanden in den Räumlichkeiten eines je anderen homophilen Vereins statt, zu dem die Interviewpartner_innen jeweils einen Bezug hatten. Diese beiden Interviews wurden nur mit den Eltern (Interview 2) respektive dem Vater (Interview 5) durchgeführt. Die Interviews 1 bis 4 fanden im Zeitraum Mitte bis Ende Oktober 2014 statt, das Interview 5 Anfang Januar 2015. Sie dauerten zwischen 45 Minuten und eineinhalb Stunden.

5.2.3. Ablauf der Interviews

Alle Interviews führte ich selber durch. Nachdem den Interviewpartner_innen das Erkenntnisinteresse erläutert und Anonymität zugesichert wurde, folgte die Unterzeichnung der Interview-Einwilligungserklärung durch alle Anwesenden. Danach wurde das Tonaufnahmegerät eingeschaltet. Alle Interviews wurden mit einer Frage zur Entstehungsgeschichte der aktuellen Familienkonstellation eingeleitet und folgten danach der Eigendynamik sowie dem Erzählfluss der Interviewten und meinen darauf bezogenen Rückfragen. Nicht alle Fragen des Interviewleitfadens wurden in der dort ersichtlichen Form und Reihenfolge gestellt, weil sie sich nicht immer genau passend in den Gesprächsfluss integrieren liessen oder weil die Interviewten einige Fragen von sich aus beantworteten, ohne dass die entsprechende Frage überhaupt hätte

gestellt werden müssen. Somit waren am Ende aller Interviews aber alle Fragen in irgendeiner Form beantwortet.

5.2.4. Charakterisierung der Interviewpartner_innen

Die folgende Tabelle zeigt auf, wer bei den Interviews anwesend war und interviewt wurde sowie welches weitere relevante Familienmitglieder sind, die nicht interviewt wurden, aber, um die Familienkonstellation zu verstehen, von Bedeutung sind. Weiter sind Alter und Beruf, respektive bei den Kindern und Jugendlichen ihr Schul- oder Lehrjahr, sowie die Art des Wohnortes aufgeführt.

Tabelle 2

Charakterisierung der Interviewpartner_innen.

	Personen	Alter	Beruf / Schuljahr	Wohnort
Interview 1	Vater 1	47	Übersetzer, Korrektor	Stadt
	Tochter	10	4. Schuljahr	
	weitere relevante Familienmitglied			
	Vater 2 (verstorben)	k.A.	k.A.	
Interview 2	Mutter 1	43	Sozialarbeiterin	Dorf, Agglomeration
	Mutter 2	43	Geschäftsführerin	
	weitere relevante Familienmitglieder			
	Sohn	7	1. Schuljahr	
	Tochter	5	2. Kindergartenjahr	
Interview 3	leibliche Mutter	44	Bankangestellte	Dorf, Agglomeration
	Co-Mutter	40	Hochbauzeichnerin (selbständig)	
	Sohn	16	1. Lehrjahr Gebäudetechniker/ Planer Sanitär	
	weitere relevante Familienmitglieder			
	Tochter ¹⁰	14		
Interview 4	leibliche Mutter	47	Psychotherapeutin	Stadt
	Co-Mutter	47	Journalistin	
	Tochter	8	3. Schuljahr	

¹⁰ Mit der Tochter wurde kein Interview geführt, weil ich bis zum Interview nicht wusste, dass die Mütter auch noch eine Tochter haben – wäre mir dies bekannt gewesen, hätte ich selbstverständlich auch sie für das Interview angefragt.

Interview 5	Vater	46	Haustechniker	Dorf 1, Agglomeration
	weitere relevante Familienmitglieder			
	Tochter 1	14	8. Schuljahr	Dorf 2, Agglomeration
	Tochter 2	17	1. Lehrjahr Fachfrau Gesundheit	
	Lebenspartner des Vaters	k.A.	k.A.	Dorf 1, Agglomeration
Mutter der beiden Töchter	k.A.	k.A.	Dorf 2, Agglomeration	

Erläuterung: k.A. bedeutet „keine Angabe“.

Diese Übersicht zeigt, dass alle interviewten Eltern in einem ähnlichen Alter sind, nämlich zwischen 40 und 47 Jahre alt. Bei den Kindern und Jugendlichen ist eine Altersspanne von 5 bis 17 Jahren vorzufinden, wobei die Kinder und Jugendlichen, die an einem Interview teilgenommen haben 8, 10 und 16 Jahre alt sind. Der sozioökonomische Status der Familien ist der mittleren bis oberen Mittelschicht zuzuordnen. Alle Eltern sind erwerbstätig, und ungefähr die Hälfte von ihnen hat einen Hochschulabschluss. Keine Familie wohnt sehr ländlich, die meisten ziehen ein stadtnahes Dorf vor.

Die Familienkonstellationen (siehe 6.1. Entstehungshintergrund der Familien) dürften die häufigsten Formen von Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern repräsentieren:

Interview 1: schwule Väter, Adoption („originäre“ Elternschaft)

Interview 2: lesbische Mütter, heterologe Insemination („originäre“ Elternschaft), beide Mütter haben ein Kind zur Welt gebracht

Interview 3: lesbische Mütter, Kinder aus früherer heterosexueller Beziehung einer Mutter

Interview 4: lesbische Mütter, heterologe Insemination („originäre“ Elternschaft), nur eine Mutter hat ein Kind zur Welt gebracht

Interview 5: schwuler Vater, Kinder aus früherer heterosexueller Beziehung des interviewten Vaters

5.3. Einschränkungen

Es gibt einige Einschränkungen, die bedacht werden müssen:

Da einige Familien die Geschichte ihrer Entstehung und auch besondere Erlebnisse aufgrund ihrer Familienkonstellation wie beispielsweise Stigmatisierungserfahrungen bereits mehrfach erzählt haben, ist es nicht auszuschliessen, dass ihre Erzählungen eine „theoretische Überformung (. . .) und (. . .) Stilisierung“ (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 84) aufweisen. Allerdings macht das Biografie-Konzept deutlich, dass es in biografischen Erzählungen ohnehin nicht *die* Wahrheit gibt, sondern dass Biografie „zeigt, dass individuelle Rekonstruktionen von

Problemlagen gleichzeitig Ausdruck eines sozialen Allgemeinen sind.“ (Hanses, 2010, S. 117, Hervorhebung im Original). Zeitgeist sowie soziale Erwünschtheit der Antworten könnten also einen Einfluss gehabt haben.

Da diejenigen Interviews, bei denen die Kinder auch interviewt wurden, mit den Eltern und den Kindern gemeinsam durchgeführt wurden, kann ein Loyalitätskonflikt bestehen. Die Kinder könnten so theoretisch davor zurückschrecken, Stigmatisierungserfahrungen zu erzählen, weil dies möglicherweise ihrer Ansicht nach den Eltern eine „schlechte“ Erziehung unterstellen könnte oder sie den Eltern gegenüber nicht den Eindruck erwecken möchten, dass deren Lebensweise ihnen schadet. Dasselbe könnte für die Eltern zutreffen. Auch sie könnten Stigmatisierungserfahrungen verschweigen, damit nicht ihre Erziehungskompetenz infrage gestellt wird.

Offenheit wurde in der bisherigen Forschung zu Stigmatisierungserfahrungen von Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern als Schutzfaktor genannt (siehe 4.4.2. Familie, Freund innen). Die hier interviewten Familien leben ihre Familiensituation in ziemlich grosser Offenheit, auch gegenüber ihrem weiteren Umfeld (siehe 6.2. Umgang gegen aussen) – ansonsten hätten sie sich beispielsweise vermutlich nicht für die Durchführung eines Interviews einverstanden erklärt. Es könnte also sein, dass darum weniger Stigmatisierungserfahrungen berichtet werden, als wenn Familien interviewt würden, die ihre Familienkonstellation vor dem weiteren Umfeld geheim halten möchten – sickert dort eine entsprechende Information durch, könnten die Reaktionen heftiger sein und mehr Stigmatisierungen vorkommen.

6. Ergebnisse

In diesem Kapitel werden die Ergebnisse aus den eigenen Interviews entlang der zentralen Fragen gemäss dem Interviewleitfaden im Anhang dargestellt. Zu den in Klammern gesetzten Hinweisen: (I2, 49) bedeutet, dass eine Aussage in der Transkription des Interviews 2 ab Zeile 49 gefunden werden kann.

6.1. Entstehungshintergrund der Familien

Interview 1: Der interviewte Vater wurde mit seinem inzwischen (vor vier Jahren) verstorbenen Partner mittels Adoption in den USA Vater. Die leibliche Mutter hat das Kind schon während der Schwangerschaft zur Adoption freigegeben, die beiden Väter haben in dieser Zeit den Kontakt zu ihr gepflegt. Die Tochter nennt ihre Väter Papi und Daddy.

Interview 2: Beide Frauen sind je ein Mal mit einer Samenspende eines Freundes Mutter geworden. Die beiden Kinder nennen ihre Mütter Mami und Mama.

Interview 3: Die Kinder stammen aus einer früheren heterosexuellen Beziehung der leiblichen Mutter. Kurz nach der Geburt ihres zweiten Kindes hat ihr damaliger Ehemann sie verlassen. Der interviewte Sohn war damals 2,5 Jahre alt. Eineinhalb Jahre später ist die heutige Co-Mutter zur Familie dazugekommen. Der Sohn nennt seine leibliche Mutter Mami, seine Co-Mutter spricht er mit ihrem Vornamen an. Wenn er mit anderen Leuten über seine Mütter in der dritten Person spricht, nennt er erstere Mami oder sagt, dass er eine lesbische Mutter hat. Zweitere nennt er in diesem Zusammenhang „zweites Mami“ (I3, 34) oder „Freundin/Partnerin meiner Mutter“ (I3, 101). Seinen Vater habe er nicht sehr stark wahrgenommen, weil die Co-Mutter sehr früh, also als er noch ein kleines Kind war, Teil seiner Familie geworden ist und sie daher für ihn selbstverständlich eine seiner beiden Mütter ist (I3, 28).

Interview 4: Die beiden Frauen sind durch eine Samenspende eines Freundes Mütter geworden. Die Tochter nennt ihre beiden Mütter gleich, nämlich „Mama“. Wenn unklar ist, wen sie meint, fügt sie den Vornamen an (I4, 458). Den Samenspender sieht sie ungefähr 6 Mal pro Jahr, gelegentlich übernachtet sie auch bei ihm (I4, 418). Er hat quasi die Funktion eines Götti (Pate).

Interview 5: Die Kinder des interviewten Vaters sind in seiner früheren Beziehung mit einer Frau geboren worden. Vor 11 Jahren hat er sich von ihr getrennt – die beiden Töchter waren damals 3 und 7 Jahre alt (I5, 16) – und vor 9 Jahren geschieden (I5, 12). Die Kinder sehen ihre leiblichen Eltern als Mutter und Vater, den Lebenspartner des Vaters sprechen sie mit seinem Vornamen an, und er hat, trotz einer engen Beziehung zu den Kindern, keine Vaterrolle.

Zum Familienleben und zur Familiengeschichte in Interview 5 hat der Interviewte einige Ausführungen gemacht, die für das Verständnis der weiteren Ergebnisse von Bedeutung sind. Seine ehemalige Frau wusste bereits während ihrer gemeinsamen Beziehung über sein „latentes schwul sein“ (I5, 20) Bescheid. In den zwei Jahren zwischen Trennung und Scheidung wurde es für den interviewten Vater klar, dass er zukünftig seine Homosexualität leben möchte, weshalb er sich entschieden hat, nicht mehr in die frühere Familienkonstellation zurückzukehren, sondern sein Coming-Out zu vollziehen (I5, 24). In den zwei Jahren zwischen Trennung und Scheidung hat der interviewte Vater seinen Kindern nicht gesagt, dass er nicht mehr bei ihnen zu Hause lebt, weil er homosexuell sei, sondern er hat dies erst getan, als er den Entschluss, fortan seine Homosexualität auszuleben, mit der Scheidung nach aussen kommuniziert und auch einen festen Lebenspartner gehabt hat (I5, 43). Da die Kinder zu diesem Zeitpunkt noch relativ jung waren (5 und 9 Jahre) hätten sie es gut aufgenommen (I5, 908). Seinem Lebenspartner standen die Kinder zunächst etwas skeptisch gegenüber, akzeptierten ihn aber zunehmend, bis er sehr stark in ihr Leben integriert war, und sie ein enges Verhältnis zu ihm pflegten (I5, 137+849). Dieser Prozess ist auch in der Studie von Rupp und Bergold (2009) zu finden und ist eher typisch für Trennungsfamilien allgemein als für Familien mit homo-/bisexuellen Elternteilen, die zuvor in heterosexuellen Beziehungen

lebten (Winkelmann, 2007). Der Kontakt des Vaters zu seinen beiden Töchtern belief sich lange Zeit auf ein Wochenende ungefähr alle zwei Wochen (I5, 862), hat sich aber bis heute verringert, weil seine Töchter nun durch die Schule und ihr eigenes Leben (Pubertät) viel beschäftigter sind (I5, 152). Für die jüngere Tochter war es hilfreich und entlastend zu wissen, dass ihr Vater mit seinem Lebenspartner keine weiteren Kinder möchte (I5, 122); somit muss sie keine Konkurrenz in der Gunst und der Liebe ihres Vaters fürchten.

6.2. Umgang gegen aussen (Offenheit vs. Geheimhaltung)

Obwohl alle Interviewten über grosse Offenheit berichten, sind einige Unterschiede auszumachen zwischen den Familien aber auch in Bezug darauf, wem gegenüber was und wie viel erzählt wird.

6.2.1. Offenheit

Komplette Offenheit und die Beteuerung, nichts zu verstecken, äusserten alle Interviewten. Ein Vater sagte, alle dürften über die Familienkonstellation Bescheid wissen (I1, 90). Dies schütze seine Tochter, damit sie nicht denkt, ihre Familienkonstellation sei abnormal und müsse versteckt werden. Offenheit und Ehrlichkeit wird als beste Strategie genannt, um als Familie mit gleichgeschlechtlichen Eltern akzeptiert zu werden (I3, 1369) und als Schutz gegen Hänseleien oder andere negative Reaktionen des Umfelds (I5, 313). Werde die Familienkonstellation mit gleichgeschlechtlichen Eltern als normal dargestellt, indem nicht auf Hänseleien eingegangen wird, nehme dies dem Gegenüber jegliche Angriffsfläche (I3, 1431). Weil die Mütter aus Interview 2 mit ihrer Familiensituation sehr offen umgehen und in Dorf und Schule bekannt sind, ist es für die Kinder gar nicht möglich, ihre Familiensituation geheim zu halten (I2, 172). Die Mütter denken, dass die Kinder Geheimhaltung aber auch gar nicht möchten. Alle Freundinnen und die restlichen Mädchen in der aktuellen Schulklasse wissen, dass das Mädchen in Interview 4 mit zwei Müttern aufwächst (I4, 71). Einige Kinder kennen die Familienkonstellation daher, dass sie das Mädchen bei ihr zu Hause besucht haben und dabei ihre beiden Mütter gesehen haben (I4, 111).

6.2.2. Partielle Offenheit

Wenn ihre Kinder nicht wollten, dass ein anderes Kind über ihre Familie Bescheid weiss, würden sich ihre Kinder einfach nicht mit ihm abgeben, meinen die beiden Mütter in Interview 2 (I2, 172). Durch diese Distanzierung wird ein Informationsmanagement möglich. Die Kinder bitten ihre Mütter zudem manchmal, sich nicht an den Händen zu halten, wenn sie gemeinsam spazieren (I2, 209). Ein anderes Kind wünscht sich von ihrem Vater und seinem Lebenspartner, dass diese sich nicht küssen, wenn sie es sehen kann (I5, 773). Wenn sich ihr Vater und sein Lebenspartner an der Hand halten, hat sie jedoch keine Mühe damit und kann die beiden ebenfalls an der Hand nehmen (I5, 781). Wenn andere Kinder/Jugendliche ihn über seine

Familienkonstellationen fragen, gibt der interviewte Jugendliche aus Interview 3 bereitwillig Auskunft darüber – er versteckt sie also nicht, erwähnt sie aber nur auf Nachfrage und nicht von sich aus (I3, 786). Dies hat zur Folge, dass viele Mitschüler_innen des Jungen nicht über seine Familiensituation Bescheid wissen, oder sie es anderen Kindern nicht weiter erzählen (I3, 238+241). Den Samenspender nennt das Mädchen aus Interview 4 gegenüber anderen Kindern oder auch Erwachsenen manchmal Papi, aber eigentlich hat sich die Familie darauf geeinigt, ihn mit Vornamen anzusprechen (I4, 397). Es scheint, dass das Mädchen mit der Bezeichnung des Samenspenders als Vater, mit der die Mütter offenbar nicht glücklich sind, nach außen Heteronormativität und Gemeinsamkeiten mit anderen Kindern signalisieren möchte. Wenn ihr Umfeld dann von der eigentlichen Familienkonstellation erfahre, löse dies gelegentlich Verwirrung aus. Das Mädchen versucht also teilweise, seine Familienkonstellation zu verschleiern (I4, 404) oder, wie Goffman es ausdrücken würde, sie kuvriert. Einigen Jungen in ihrer Klasse erzählt sie bewusst nicht, dass sie zwei Mütter hat, weil sie befürchtet, sie würden sie sonst deswegen auslachen oder hänseln (I4, 677). Diese Angst kommt daher, dass diese Jungen, vor denen sie ihre Familienkonstellation geheim halten möchte, sie zuvor bereits wegen Äusserlichkeiten gehänselt haben. Trotzdem wissen es einige Jungen; darunter auch solche, vor denen sie es geheim halten wollte, und sie hänseln sie gleichwohl nicht wegen ihrer Familienkonstellation (I4, 694). Dass das interviewte Mädchen bei Bastelarbeiten oder anderen entsprechenden Aufträgen in der Schule, die den Eltern geschenkt werden sollen, die heteronormativen Vorgaben in der Anrede oder Beschriftung der Arbeiten erfüllt (I4, 153+175) komme daher, dass sie nicht alleine als einzige dastehen möchte, die etwas „abweichendes“, anderes schreibt als die andere Kinder. Sie schämt sich, dass sie als einzige in der Klasse zwei Mütter hat, obwohl es mindestens ein anderes Kind in der Klasse gibt, das mit seiner alleinerziehenden Mutter lebt und die Anrede von sich aus angepasst hat (I4, 219+326). Mit engen, guten Freund_innen haben die Kinder aus Interview 5 mehr über ihre Familiensituation gesprochen und ihnen davon erzählt, als mit einem breiten Kreis aus der ganzen Klasse oder der Schule (I5, 411). In diesem privaten, engen Rahmen mit Ruhe und genügend Zeit für Erklärungen und Fragen ist dies auch immer gut aufgenommen worden (I5, 421).

Die Kinder aus Interview 2 sagen anderen Leuten manchmal von sich aus, dass sie in einer „Regenbogenfamilie“ leben (I2, 225) oder dass sie zwei Mütter haben (I2, 253). Manchmal verwenden sie den verschleiern den Begriff „meine Eltern“ (I2, 250), selten beschreiben sie ihre Familiensituation mit „wir haben keinen Vater“, sondern sie formulieren sie positiv mit „wir haben zwei Mütter“ (I2, 254). Wenn der Junge aus Interview 3 in der Schule seine Familie gezeichnet hat, waren darauf seine leiblichen Eltern ebenso wie seine Co-Mutter zu sehen (I3, 117). Wenn die Jungen aus der Klasse des Mädchens aus Interview 4 ihre Familienkonstellation kennen, wissen sie es nicht aus einer direkten, persönlichen Erzählung von ihr, sondern haben es indirekt erfahren, beispielsweise, wenn die Kinder ihre Familie in einer Runde im Unter-

richt vorstellten, Fotos ihrer Familie mitbrachten oder ihre Familie zeichneten (I4, 82+120+266). Auf Zeichnungen und Fotos integriert sie in ihre Darstellung von Familie auch ihre Katze und den Samenspender.

6.2.3. Vorstellen bei Lehrpersonen

Sich in Kindergarten oder Schule bei den Lehrpersonen vorgestellt und ihre Familiensituation erläutert haben alle Familien (I1, 90 / I2, 25 / I3, 166 / I4, 33 / I5, 194). Einige informieren alle Lehrpersonen (I2, 30), andere haben dies nur bei den Lehrpersonen auf der Unterstufe getan, weil sie angenommen haben, dass sich diese Information unter den Lehrpersonen herumspricht (I3, 200+203+180+231+243). Damit nicht die Kinder die Lehrpersonen informieren müssen, dass ihr Vater nun mit einem Mann zusammen lebt, und die Lehrpersonen die Kinder nicht mit Fragen belasten, haben der interviewte Vater und seine ehemalige Ehefrau die Lehrpersonen über ihre neue Familienkonstellation informiert (I5, 254). Der Vater hat danach (weiterhin) seine Vaterrolle in der Schule aktiv eingenommen, indem er beispielsweise Schulbesuche machte (I5, 198). Gesprächsbereitschaft bei Fragen vonseiten der Lehrpersonen oder anderer Eltern zu signalisieren ist dem Vater aus Interview 1 wichtig, und auch die Mütter in Interview 2 (I2, 25) und 4 (I4, 40) erwähnen dies explizit.

6.2.4. Vorstellen bei anderen Eltern / Nachbarschaft

Die Väter in Interview 1 haben sich im Kindergarten schriftlich bei allen Eltern vorgestellt, und auch den beiden Müttern in Interview 2 ist es sehr wichtig, sich an Elternabenden bei allen Anwesenden vorzustellen und ihre Familienkonstellation offen zu legen (I2, 25). Dass die Eltern der Mitschüler_innen ihrer Tochter über ihre Familienkonstellation Bescheid wissen sollten, wird ebenfalls von den Müttern in Interview 4 genannt (I4, 580). Sie wollen damit vermeiden, dass diese Eltern bei entsprechenden Erzählungen ihrer Kinder dann mit „das kann nicht sein“ reagieren und die Kinder dies als Reaktion in die Schule tragen und ihre Tochter damit konfrontieren. Eine gute Integration in die Nachbarschaft und eine grosse Akzeptanz von dieser zu erfahren äusserten die Interviewten in zwei Interviews explizit (I1, 90 / I2, 196). Zwei Mütter haben vermutet, dass sich ihre Familienkonstellation im Wohnort herumspricht (I3, 231), was aber nicht in vermutetem Ausmass der Fall war.

6.3. Reaktionen auf Offenbarung der Familienkonstellation

Einzig in Interview 1 wurde explizit von positiven und unterstützenden Reaktionen vonseiten der Kinderbetreuungsstätte auf die Offenbarung der Familiensituation erzählt (I1, 97). Häufiger ist sind die folgenden Reaktionen:

6.3.1. Keine Reaktion, „Neutralität“

In Interview 1 berichtet der Vater, dass Lehrpersonen in der Schule die Familiensituation zur Kenntnis genommen haben, jedoch keine Reaktion gezeigt oder Rückfragen gestellt haben, we-

der an die Väter noch an die Tochter. Die Tochter erlebt die Reaktionen der anderen Kinder und der Lehrpersonen so, dass diese ihre Familiensituation als „normal“ ansehen (I1, 109). Einige Kinder wissen über die Familienkonstellation gar nicht Bescheid und für viele, die es wissen, sei es „kein Thema“ und sie stellen keine Fragen (I2, 51). Die Reaktionen der Lehrpersonen in Interview 2, 3 und 4 können als Ignoranz bezeichnet werden, da sie keine erkennbare Reaktion zeigten und keine Nachfragen stellten. Die Mütter empfanden dies allerdings als „Offenheit“ (I2, 39+649), Neutralität (I3, 251+1127) oder „zur Kenntnis nehmen“ (I4, 53+64). Sie wünschen sich jedoch gar nicht und sehen keine Notwendigkeit dafür, dass die Lehrpersonen nachfragen, wenn sie nichts wissen wollen, weil dies bei Familien mit heterosexuellen Eltern ja auch nicht gemacht und erwartet werde (I3, 2087). Falls jemand etwas dazu sagt, ist es eine Bestätigung, „kein Problem damit“ zu haben (I2, 651). Der Junge aus Interview 3 erzählt, dass auch andere Kinder nicht darauf eingegangen sind, keine Fragen gestellt und nichts dazu gesagt haben (I3, 358). Er wertet dies ebenfalls so, dass sie es als „normal“ hingenommen haben. Exemplarisch für diese Kategorie der (Nicht-)Reaktion auf die Familiensituation steht eine Erzählung der Mütter aus Interview 4: Die Lehrperson, die, entgegen der Annahme der Mütter, noch nicht über ihre Familienkonstellation Bescheid wusste, hat am ersten Schultag die leibliche Mutter begrüßt, die gleich daneben stehende Co-Mutter aber konstant ignoriert (I4, 541+533). Sie hat nicht direkt bei den Müttern nachgefragt, wer die „zweite Frau“ sei, sondern bei einer mit den beiden Müttern befreundeten Familie und hat so erfahren, dass es die Co-Mutter ist (I4, 550).

6.3.2. Interesse

Einige Eltern und Nachbar_innen zeigten gelegentlich Interesse, insbesondere an der Entstehungsgeschichte und an elterlichem Erfahrungsaustausch, der aber nicht an die Familienkonstellation gebunden ist (I1, 175+430). Wenn die Mütter etwas mehr Kontakt mit anderen Eltern hatten, wie zum Beispiel im Rahmen eines Elternrates, haben einige Eltern nachgefragt und sich für die Entstehungsgeschichte der Familie interessiert und dafür, wie sie den Kontakt zum Samenspender handhabt (I4, 604).

Wenn andere Kinder Fragen über die Familienkonstellation stellen, interessiert sie besonders die Entstehungsgeschichte (I1, 98 / I2, 156 / I3, 786). Solche Fragen von anderen Kindern sind, wie der Junge in Interview 3 berichtet, aber erst ungefähr ab der zweiten Klasse aufgetreten (I3, 98). Beim Mädchen in Interview 4 sind Fragen zur Entstehungsgeschichte hingegen noch kein Thema (I4, 619). Einige Kinder interessieren sich dafür, warum sie zwei Mütter hat und wie es ist, zwei Mütter zu haben (I4, 90). Dies könnte damit zusammenhängen, dass biologisch und sexuell begründete Aspekte von Familie erst in der Pubertät oder in der späteren Kindheit Relevanz entfalten, wenn sie eine konkretere Bedeutung erhalten. Jüngere Kinder stellen Unterschiede in Familienkonstellationen wohl nicht fest oder nehmen sie nicht wahr, sie scheinen sich noch unvoreingenommener für soziale Tatsachen zu interessieren und weniger für Verhältnisse, die den Raum für Argumentationen öffnen (siehe auch [6.4.8. Erklärungsan-](#)

sätze der Interviewten für Hänseleien). Gelegentlich sagten andere Kinder sogar, dass sie auch zwei Väter respektive zwei Mütter haben möchten (I1, 394 / I2, 57 / I4, 362).

6.3.3. Nachfragen

Alle interviewten Kinder „nervt“ es manchmal, dass sie ihre Familiensituation immer wieder erzählen und erklären müssen (bspw. I1, 417). Die Erklärung eines Mädchens für das häufige Fragen anderer Kinder ist, dass anderen Kindern „langweilig“ ist und sie darum fragen (I1, 423). In speziellen Situationen, wie beispielsweise bei einem Unfall in der Schule, bei dem die Co-Mutter das Kind abgeholt hat, hat die Lehrperson Nachfragen zur Familienkonstellation gestellt, wenn auch nicht direkt an die Mutter, sondern an das Kind (I3, 270). In Interview 3 hat die Lehrperson auch Nachfragen zur Familienkonstellation gestellt, allerdings wiederum nicht an die Eltern und hier nicht einmal an das Kind, sondern an eine mit der betreffenden Familie befreundeten Familie (siehe 6.3.1. Keine Reaktion, „Neutralität“). Den beiden Töchtern des Vaters in Interview 5 wurde, wohl vor allem in der ersten Zeit nach der Trennung der Eltern, von anderen Kindern häufig die Frage gestellt, warum ihre Eltern nicht mehr zusammen seien (I5, 166) – eine Frage, die mit der Trennung und nicht mit der Homosexualität des Vaters zu tun hat. Als der Vater sich dann jedoch seinen Kindern und auch der Schule gegenüber als homosexuell geoutet hat, änderten sich die Reaktionen der anderen Kinder und es fanden mehr Stigmatisierungen statt (I5, 287, siehe 6.4.3. Stigmatisierungen durch andere Kinder).

6.4. Hänseleien, Stigmatisierungserfahrungen aufgrund der Familienform

Andere Formen von Reaktionen sind in diesem Unterkapitel zu finden – es sind negative, ablehnende Reaktionen, bezeichnet als Stigmatisierungserfahrungen.

6.4.1. Verneinung von Stigmatisierungserfahrungen

Hänseleien werden von den beiden interviewten Mädchen verneint (I1, 144+230 / I4, 138). Das Mädchen in Interview 1 sagt, auch keine solchen zu befürchten (I1, 286); so auch das Mädchen in Interview 4 (I4, 313), was sie allerdings in ihren späteren Erzählungen relativiert, weil sie aus eben dieser Befürchtung nicht will, dass einige Jungen in ihrer Klasse über ihre Familienkonstellation Bescheid wissen (siehe Unterkapitel 6.2.2. Partielle Offenheit). Direkte Ablehnung oder andere offen negative Reaktionen haben die Mitglieder der Ursprungsfamilie aus Interview 5 weder von Kindern noch von deren Eltern und auch von keinen Lehrpersonen erfahren (I5, 171+204+235).

6.4.2. Hänseleien aus anderen Gründen als der Familienkonstellation

Der Vater denkt, dass Kinder „immer etwas finden“, wenn sie hänseln wollen (I1, 239), und das interviewte Mädchen ist denn auch bereits wegen Äusserlichkeiten gehänselt worden. Es gibt andere Erlebnisse und Hänseleien aufgrund äusserlicher Merkmale oder in bestimmten Situationen, welche die Kinder ebenso oder teilweise noch viel stärker belasteten als Hänse-

leien aufgrund ihrer Familienkonstellation (I2, 376+495). Die Co-Mutter aus Interview 3 meint, ihr Sohn würde sowieso gehänselt; wenn es nicht wegen seiner Familienform ist, dann wäre es wegen Äusserlichkeiten (I3, 433+1129+1404), was der Sohn bestätigt (I3, 1134). Das Herunterspielen der Bedeutung von Stigmatisierungserfahrungen aufgrund der Familienform ist allerdings gefährlich, wie in Kapitel 4.5. Fazit zum aktuellen Forschungsstand festgehalten wurde, da eine derartige Stigmatisierungserfahrung verletzend sein kann als solche aufgrund von anderen Gründen, aus denen fast alle Kinder gehänselt werden.

6.4.3. Stigmatisierungen durch andere Kinder

Die Mütter aus Interview 2 berichten von Situationen, in denen ihr Sohn von Kindern ausgelacht worden ist, weil er zwei Mütter hat, oder andere Kinder darüber gelacht haben, dass er zwei Mütter hat (I2, 47+123). Beide Situationen sind ausserhalb des Schulareals passiert. Einige Kinder lachten den Jungen aus Interview 3 aus, weil er zwei Mütter hat, oder benutzten seine Familienkonstellation als Aufhänger für Hänseleien und „blöde Sprüche“ (I3, 349+352+374+410). Er betont im Interview allerdings mehrmals, dass er sich dadurch nicht beleidigt fühlt (I3, 353+377). Diese Situationen sind in der Schule (Klassenzimmer, Pausenplatz) vorgekommen, teilweise unter Präsenz einer Lehrperson, wobei nie eingegriffen wurde (I3, 15 287). Die ältere Tochter des Vaters in Interview 5 hat gelegentlich „blöde Sprüche“ (I5, 266) von anderen Kindern gehört, weil er mit einem Mann zusammen lebt. Die Hänseleien erfolgten hauptsächlich durch ältere Kinder aus anderen Schulklassen und sie bezogen sich entweder darauf, dass die Eltern des Mädchens nicht mehr zusammen leben oder darauf, dass ihr Vater homosexuell ist (I5, 287). Am Anfang, also nachdem die Trennung und die Homosexualität des Vaters einigen Kindern erstmals bekannt wurde, sind Kommentare zur Trennung der Eltern und zur Homosexualität des Vaters ungefähr ein Mal wöchentlich vorgekommen, bis es nach ungefähr einem Jahr die meisten Kinder wussten und ein entsprechender Rückgang zu verzeichnen war (I5, 376+396). Der Vater meint, dass wegen ihrer Familienkonstellation auch Tuscheleien hinter dem Rücken seiner Töchter vorgekommen seien, die aber nicht offen und direkt geäussert wurden (I5, 376).

Gegenüber den Kindern der Befragten stellten andere Kinder ihre Familienkonstellation oder ihre Entstehungsgeschichte infrage („das gibt es nicht“, I1, 94 / „das kann gar nicht sein“, I2, 48 und I1, 48). Dies macht die Kinder traurig, weil solche Bemerkungen ihnen eine Beziehung zu der jeweiligen Co-Mutter absprechen (I2, 93+110). Wenn der Junge aus Interview 3 seinen Mitschüler_innen erzählt hat, dass er zwei Mütter hat, glaubten einige ihm manchmal nicht – gelegentlich war sogar eine Bestätigung von weiteren Kindern nötig, bis sie seiner Familienkonstellation Glauben schenkten (I3, 347).

6.4.4. Stigmatisierungen durch Lehrpersonen

Eine Stigmatisierungssituation durch Lehrpersonen fand darin statt, dass beide Kinder der Mütter aus Interview 2 nur je ein Muttertagsgeschenk machen durften, obwohl sie zwei Mütter

haben. Sie wussten danach nicht, wem sie ihr Geschenk nun geben sollten (I2, 565) und wurden damit zu einer Entscheidung gedrängt, die sich aufgrund ihrer Lebensrealität gar nicht stellen dürfte. Dass die Lehrperson auch nach einem Telefonat der Mutter nicht eingesehen hat (I2, 682+712), dass ein Kind mit zwei Müttern zum Muttertag zwei Geschenke machen muss und sie ihm dies ermöglichen sollte zeugt von einer heteronormativen Vorstellung von Elternschaft dieser Lehrperson. Die Lehrperson des jüngeren Kindes hat nämlich nach einem Telefonat der Mutter Einsicht gezeigt und versprochen, dies im nächsten Jahr korrekt zu handhaben (I2, 695). Die Familie in Interview 4 erzählt, dass den Kindern bei Arbeiten in der Schule, beispielsweise bei einem Brief an die Eltern, einer Bastelarbeit für die Eltern oder dem Muttertagsgeschenk, vorgegeben wurde, „Liebe Mami, lieber Papi“ oder „Für Mami“ zu schreiben, und das Mädchen dies dann auch so gemacht hat. Die Lehrperson hat also nicht berücksichtigt, dass das Mädchen keinen Papi, dafür aber zwei Mamis hat und sie darin bestärkt, die Anrede anzupassen, respektive das Mädchen hat sich nicht getraut, von sich aus die Anrede anzupassen (I4, 153+175). Das interviewte Mädchen berichtet, dass nicht nur andere Kinder, sondern auch eine Lehrperson ihre Entstehungsgeschichte und ihre Familiensituation infrage stellte („das gibt es doch gar nicht“, I4, 563). Die meisten interviewten Eltern haben das Nichtreagieren der Lehrpersonen positiv und dahingehend bewertet, dass diese sie als „normal“ sehen würden (siehe 6.3.1. Keine Reaktion, „Neutralität“). Eine Familiensituation mit gleichgeschlechtlichen Eltern sollte aber nicht als „normal“ angesehen werden, solange Kinder deswegen gehänselt werden. Lehrpersonen sollten die Eltern daher fragen, was sie sich wünschen. Eine schlichte Kenntnisnahme ist eine Form von Stigmatisierung, weil eine Thematisierung in diesen Fällen angebracht wäre. Diese Stigmatisierungen der betreffenden Familien auf individueller Ebene werden ergänzt durch eine weitere, nämlich die, dass Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern gar nicht und Homosexualität kaum im Schulunterricht vorkommen (siehe 6.6. Vorkommen nicht-heteronormativer Familien- und Lebensformen in der Schule). Lehrpersonen des Jungen in Interview 3 schalteten sich bei Hänseleien nie ein, weil sie es nicht bemerkten (I3, 694), grundsätzlich Gleichgültigkeit zeigten (I3, 703) oder bei Hänseleien generell nicht reagierten (I3, 697).

6.4.5. „schwul“ als Schimpfwort

Wenn das Mädchen in Interview 1 in der Schule „schwul“ als Schimpfwort hört, empfindet sie dies als persönliche Beleidigung, hat jedoch noch nie darauf reagiert, sondern es ignoriert (I1, 258+262+267). „Schwul“ wird beim Sohn der Mütter in Interview 2 bereits seit dem Kindergarten zur Beschreibung von etwas Negativem verwendet (I2, 411+590). Der Junge versteht es allerdings nicht als Schimpfwort und weiss folglich nicht, was die anderen Kinder damit sagen wollen, weil es für ihn die eigentliche Bedeutung zur Bezeichnung eines homosexuellen Mannes hat, was bei ihm nicht mit negativen Vorstellungen verbunden ist. Er verwendet „schwul“ zu Hause ganz selbstverständlich und versteht es positiv (I2, 584+613). Die Mütter se-

hen es als problematisch an, wenn Kinder in der Schule das Wort „schwul“ als Schimpfwort benutzen, weil es homophob ist und das Coming-Out von homosexuellen Schüler_innen hemmt (I3, 1224). Ihr Sohn sieht dies weniger als Problem, weil es nicht so gemeint sei, und die meisten nicht homophob seien, auch wenn sie „schwul“ als Schimpfwort verwenden (I3, 1217+1222).

6.4.6. Unterstellung an die Kinder, selber homosexuell zu sein

Andere Kinder haben dem Jungen in Interview 3 häufig unterstellt, er sei oder werde selber homosexuell, weil seine Mütter homosexuell sind (I3, 672). Anders als bei Hänseleien, weil er zwei Mütter hat, reagierte er bei diesen Sprüchen und dementierte sie (I3, 690). Die anderen Kinder in den interviewten Familien haben keine solchen Aussagen gehört.

6.4.7. Patriarchale und sexistische Einstellungen

Die Eltern der einen Mutter aus Interview 2 haben ihr und ihrer Partnerin gegenüber den Einwand geäußert, ihrem Sohn fehle eine männliche Bezugsperson (I2, 834+847+852). Die beiden Mütter machen ausserdem eine sexistische und patriarchale Haltung bei ihren Vätern aus, weil sich diese ihrem Eindruck nach bei ihnen stärker in Erziehungsfragen einmischen und schneller eingreifen als bei ihren Geschwistern, die in heterosexuellen Partnerschaften leben und auch Kinder haben (I2, 858+887). Sie führen dies in erster Linie auf ihre Rolle als Frau zurück; weil es bei lesbischer Elternschaft allerdings keinen Mann als Elter gibt, der die aus patriarchaler und sexistischer Sicht relevante „männliche“ Rolle und Führung übernehmen könnte, wirken sich derartige Haltungen bei lesbischen Paaren besonders brisant aus.

6.4.8. Erklärungsansätze der Interviewten für Hänseleien

Die Mütter aus Interview 2 betonen, dass ein Junge, der ihren Sohn gehänselt hat, einige Jahre älter sei als dieser und auch sonst ein sozial auffälliges Verhalten habe (I2, 144). In Anbetracht der Tatsache, dass immer Erklärungen für Stigmatisierungsverhalten gefunden werden können, käme dies, falls solche Erklärungen zu einer Rechtfertigung der Stigmatisierung benutzt würden, einer Bagatellisierung gleich. Die Mütter in Interview 3 merken an, dass nur Jungen und nur bei ihrem Sohn mit Hänseleien reagiert haben; bei ihrer Tochter sei nie etwas vorgefallen (I3, 381), wobei sie vermuten, dass es auch daran liegen könnte, dass einige Mädchen, statt offensichtlich zu hänseln, „hintendurch“ untereinander darüber tuscheln und so unter Umständen ebenfalls negative Einstellungen haben könnten, diese ihrer Tochter gegenüber aber nicht so offen zeigen, wie dies Jungen bei ihrem Sohn gemacht haben (I3, 413). Wie das Kind auf Hänseleien reagiert, steht nach Ansicht der Mütter in einem Wechselspiel mit dem Verhalten des Umfelds: direkte Hänseleien kommen bei Kindern mit internalisierendem Verhalten vor, indirektes und verstecktes Tuscheln bei externalisierendem Verhalten (I3, 385+459+469).

Bis zum vierten Schuljahr haben erst wenige Kinder gewusst, dass der interviewte Junge zwei Mütter hat, und er ist kaum je deswegen gehänselt worden; erst ab der fünften Klasse hat dies begonnen (I3, 709). Seine Mütter führen dies darauf zurück, dass in diesem Alter die Pubertät einsetzt und mit dem Aufkommen der eigenen Sexualität für die Kinder/Jugendlichen die Unterscheidung hetero- und homosexuell erst eine Rolle zu spielen beginnt (I3, 733). Die jüngere Tochter des Vaters aus Interview 5 hat weniger Hänseleien erfahren als die ältere Tochter, weil sie zum Zeitpunkt, als die Trennung und die Homosexualität des Vaters in der Schule bekannt wurden, noch jünger war, und jüngere Kinder nach Beobachtung des Vaters einander wegen der Familienkonstellation weniger hänseln als ältere (I5, 584).

6.5. Unterstützung bei Hänseleien, Copingstrategien, Schutzfaktoren

Wie sich die Betroffenen bei Hänseleien verhalten, welche Strategien sie dabei anwenden, und was Schutzfaktoren sind, um negative Auswirkungen von Stigmatisierungserfahrungen auf die psychosoziale Gesundheit abzuwenden, wird im Folgenden dargestellt.

6.5.1. Internalisierendes, nicht-konfrontatives Verhalten

Bei Hänseleien sind die Kinder der beiden Mütter aus Interview 2 manchmal aus der Situation geflohen und haben geweint (I2, 125). Der Junge aus Interview 3 hat bei Hänseleien die Strategie angewendet, nicht zu reagieren und die Aggressoren zu ignorieren (I3, 385+459+469). Dies hat sich seiner Erfahrung nach als effektivster Weg herausgestellt, damit die Hänselei aufhört; wenn er reagiert hätte, wäre es nur noch schlimmer geworden, meint er (I3, 657). Nach Einschätzung des Vaters aus Interview 5 hat seine jüngere Tochter Hänseleien häufiger als die ältere „eingesteckt“ und nicht darauf reagiert (I5, 583+588+596) oder sich in der Situation und zu Hause zurückgezogen (I5, 589+598). Die in Unterkapitel 6.2.2. Partielle Offenheit beschriebenen Verheimlichungsstrategien werden von den Kindern ebenfalls als Schutzfaktoren eingesetzt und sind insofern internalisierend, als dass Lebenssituationen, welche Kinder mit gegengeschlechtlichen Eltern selbstverständlich präsentieren, von Kindern mit gleichgeschlechtlichen Eltern absichtlich verheimlicht werden.

6.5.2. Externalisierendes, konfrontatives Verhalten

Über konfrontatives Verhalten der Kinder bei Hänseleien wird nur in zwei Interviews berichtet: Die Tochter der beiden Mütter in Interview 3 kontert bei Hänseleien und setzt sich verbal dagegen zur Wehr (I3, 385+459+469). Ausserdem hat in der Beschreibung des Vaters aus Interview 5 seine ältere Tochter eine starke Persönlichkeit und hat sich daher gegen Beleidigungen gewehrt, sodass sich die anderen Kinder nicht getraut haben, weitergehende Hänseleien auszuüben (I5, 348+360+918).

Auch bei den Eltern ist konfrontatives Verhalten zu finden, allerdings wurde auch dieses nur selten berichtet. Wenn sie Hänseleien selber mitbekommen haben oder in der Nähe waren, als

ihr Kind sie zu Hilfe geholt hat, haben die Mütter jeweils interveniert und den hänselnden Kindern ihre Familienkonstellation erklärt und sie über gleichgeschlechtliche Liebe und Familien aufgeklärt (I2, 102+153+295). Falls die Vorkommnisse das Kind stark belasten würden, nähmen die Mütter Kontakt zu den Eltern der hänselnden Kinder auf und würden versuchen, sie zu treffen und gemeinsam etwas zu unternehmen (I2, 277+320). Die Strategie, die Familienkonstellation ganz selbstverständlich offenzulegen und nie zu verheimlichen (siehe 6.2.1. Offenheit) kann als Schutzfaktor konfrontativer Art eingestuft werden.

6.5.3. Familie

Die Väter des Mädchens aus Interview 1 haben mit ihrer Tochter bereits sehr früh und sehr häufig darüber gesprochen, dass ihre Familienform nicht der gesellschaftlichen Norm entspricht und homophobe Einstellungen bei anderen Menschen vorkommen können (I1, 215). Sie haben dies vom Eintritt in die Kinderbetreuungseinrichtung an, später im Kindergarten und auch vor Schuleintritt getan; in den letzten Jahren allerdings wegen nicht vorkommender Hänseleien weniger. Auch der Vater in Interview 5 hat seine Töchter auf mögliche Ablehnung vorbereitet (I5, 657). Die Mütter in Interview 3 haben bewusst darauf geachtet, in der Erziehung und kindlichen Entwicklung eine Atmosphäre der Offenheit zu schaffen und den Kindern zu vermitteln, dass sie alles fragen dürfen, damit die Familiensituation und Reaktionen darauf thematisiert werden können (I3, 109). Die Mütter in den Interviews 2 und 4 haben mit ihren Kindern bisher nicht über mögliche Hänseleien und Strategien im Umgang damit gesprochen, weil sie keinen Grund dafür sehen, da die Tochter keine Hänseleien erfährt (I4, 290) oder weil sie ihre Kinder nicht spezifisch auf Hänseleien aufgrund der Familienform, sondern allgemein auf Hänseleien vorbereiten (I2, 487). Sie sagen ihnen dabei, dass sie Vorfälle zu Hause erzählen sollen und den anderen Kindern sagen sollen, sie sollten mit Hänkeln aufhören, und dass sie dies nicht wollten (I2, 547). Wenn ihre Kinder von Hänseleien oder sie kränkenden Bemerkungen erzählen, trösten ihre Eltern sie (I2, 372+388+391). Auch der Vater in Interview 5 hat seine Töchter darin bestärkt, sich bei Hänseleien zu wehren und Beleidigungen nicht unkommentiert stehen zu lassen (I5, 365). Gemeinsam mit seiner ehemaligen Ehefrau hat er den Kindern gesagt und angeboten, sie sollen sich bei ihnen oder bei Lehrpersonen melden, wenn sie wegen ihrer Familienkonstellation gehänselt werden (I5, 601). Explizit und ohne entsprechende Frage wurde in den meisten Interviews (I2, I4, I5) denn auch geäußert, dass die Kinder Hänseleien grundsätzlich zu Hause erzählen würden, und zwar nicht nur solche aufgrund der Familienform (bspw. I2, 366). Einige Eltern haben bei den Kindern allerdings ebenso direkt und explizit nach erlebten Hänseleien, „blöden Sprüchen“ oder negativen Reaktionen wegen ihrer Familienkonstellation nachgefragt (I3, 135 / I5, 920). Sie haben ihnen auch mögliche Antworten auf Hänseleien gesagt, wie beispielsweise, das Positive an ihrer Familienkonstellation herauszuheben (zwei Mütter und einen Vater statt nur Mutter und Vater, I3, 1348). Der Vater in Interview 5 hat seinen Töchtern eine Strategie für ihr Informationsmanagement vorgeschlagen

und ihnen gesagt, sie müssten nichts verstecken und verheimlichen, ihnen aber auch nahe gelegt, nichts von sich aus zu sagen, wenn niemand fragt (I5, 413). Die Kinder können seiner Einschätzung nach folglich sehr gut abwägen, wann sie wem wie viel über ihre Familienkonstellation sagen und wann sie nichts sagen, wenn es nicht nötig ist (I5, 692). Für die jüngere Tochter des interviewten Vaters in Interview 5 ist die ältere Schwester eine Hilfe und Unterstützung. Weil sie ein sehr enges und vertrautes Verhältnis zueinander haben, denkt der Vater, dass sie viele Probleme bereits untereinander austauschen, besprechen und lösen, sodass keine Hilfe von den Eltern oder von Lehrpersonen mehr nötig ist (I5, 622). Auch in der Schule hat die ältere Tochter der jüngeren den Weg geebnet und negative Reaktionen auf sich aufgefangen, sodass die jüngere auf ein positives Klima und Toleranz treffen konnte (I5, 279).

6.5.4. Selbstakzeptanz und -identifikation durch Normalisierung

Aus Interview 1 geht hervor, dass die Väter ihrer Tochter „von Anfang an“ das Gefühl vermittelt haben, dass ihre Familie „normal“ und gut ist, beispielsweise mit einem Fotoalbum ihrer Entstehungsgeschichte und Geburt (I1, 336), was ihr Selbstbewusstsein und Sicherheit gegeben habe. Diese Einstellung habe ihre Tochter übernommen und eine Selbstverständlichkeit bezüglich ihrer Familienkonstellation ausgestrahlt (I1, 361). Die Mütter aus Interview 2 achten darauf, dass ihre Kinder Bilderbücher haben, in denen Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern vorkommen, damit sie ihre Familienform repräsentiert sehen und sie dadurch als normal und gleichwertig zu anderen Familienformen erleben (I2, 521). Es ist für ihre Kinder absolut normal, in einer Familie mit gleichgeschlechtlichen Eltern aufzuwachsen, sodass sie bisweilen sogar heteronormative Familien als Abweichung wahrnehmen (I2, 382+432+453+461+598+618). Mit Eintritt in den Schulkontext erkennen sie aber ihre Minderheitenposition zunehmend und lernen, die Verhältnisse zu relativieren (I2, 469). Obwohl der Junge in Interview 3 seine Familienkonstellation von anderen differenzieren konnte und sich damit wohl einer gewissen „Sonderstellung“ bewusst war, hat er erst im Kindergarten bewusst erfahren, dass seine Mütter als lesbisch bezeichnet werden, als andere Kinder über lesbische Frauen gesprochen, den Begriff „lesbisch“ verwendet und dann auch erklärt haben (I3, 43). Er hat dort gemerkt, dass diese Bezeichnung auf seine Mutter zutrifft und erstmals bewusst erkannt, dass er nicht einfach per Zufall mit zwei Müttern aufwächst, sondern dies auf eine andere Form der Liebe und Anziehung, nämlich eine lesbische, zurückzuführen ist (I3, 57). Die ältere Tochter des in Interview 5 befragten Vaters hat eine positive Haltung und Einstellung zu ihrer Familienkonstellation eingenommen und sie ihrer jüngeren Schwester vermittelt, welche diese dann übernehmen konnte (I5, 925). In den Augen des Vaters akzeptieren seine Kinder seine Lebensform (Homosexualität, Lebenspartner) und sind ihm gegenüber loyal (I5, 869).

6.5.5. Umfeld, Freund_innen

Dass seine Tochter bisher keine Stigmatisierungen erfahren hat, führt der Vater aus Interview 1 unter anderem darauf zurück, dass sie seit der Kinderbetreuungsstätte immer mit eini-

gen Freundinnen in derselben Klasse geblieben ist (I1, 468). Dass diese sie und ihre Familiensituation schon gekannt und akzeptiert haben sowie zu ihr stehen, und seine Tochter nicht plötzlich vor einer völlig unbekanntem Klasse stand, habe ihr geholfen (I1, 470). Wenn die Mütter aus Interview 2 nicht in der Nähe sind, suchen sich die Kinder bei ihnen bekannten Erwachsenen Hilfe, von denen sie wissen, dass sie sie unterstützen (I2, 125), oder befreundete Eltern aus der Nachbarschaft greifen bei Hänseleien, die sie beobachten, von sich aus ein. Eine erfolgreiche Integration in die Nachbarschaft (siehe auch 6.2.4. Vorstellen bei anderen Eltern / Nachbarschaft) und eine Akzeptanz Erfahrung durch diese kann also als Unterstützungsfaktor bei Stigmatisierungserfahrungen fungieren. Gelegentlich haben andere Kinder den in Interview 3 befragten Jungen unterstützt, wenn er wegen seiner Familienform gehänselt worden ist, indem sie den hänselnden Kindern gesagt haben, dies sei doch kein Grund, jemanden zu hänseln (I3, 665). Dass die ehemalige Frau des interviewten Vaters zu ihm steht und völlige Akzeptanz für seine neue Lebensform zeigt, wirkt sich massgeblich positiv aus, beispielsweise darin, dass die Kinder die Homosexualität ihres Vaters besser akzeptieren können oder dass die Eltern die Schule gemeinsam über ihre Familiensituation informiert haben und sich nicht gegenseitig zu diskreditieren versuchten (I5, 697).

6.5.6. Schulumfeld, Lehrpersonen

Die Mütter aus Interview 2 erachten einen kleinen Kreis von Kindern und Eltern, wie sie es im Kindergarten erlebt haben, als sichersten Rahmen, weil sich die Eltern dort noch persönlich kennen und somit Probleme eher erkannt und besprochen werden können (I2, 327). Das interviewte Mädchen aus Interview 4 würde bei Hänseleien auf die Unterstützung ihres Klassenlehrers zählen, der ihrer Einschätzung nach „schimpfen“ würde, wenn er mitbekäme, dass sie wegen ihrer Familienkonstellation gehänselt würde (I4, 763). Ausserdem hat ihre Schule Institutionen wie einen Klassenrat geschaffen, in dem die Schüler_innen untereinander und mit Lehrpersonen Probleme besprechen und Konflikte lösen können, und dem das Mädchen sich anvertrauen würde (I4, 783). Zudem würde sie es der Schulsozialarbeiterin erzählen und sich bei ihr Hilfe holen. Alle interviewten Eltern haben einige Lehrpersonen oder zumindest die Klassenlehrkraft gebeten, sie bei Problemen wie Hänseleien, die wegen ihrer Familienkonstellation in der Schule auftauchen könnten, zu informieren (bspw. I3, 166, I4, 475, I5, 208).

6.5.7. Netzwerk / andere Kinder mit gleichgeschlechtlichen Eltern kennen

Die Familie aus Interview 1 ist sehr gut in ein Netzwerk mit anderen Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern integriert und kennt viele solche Familien. Für die Tochter ist dies aber keine wichtige Unterstützungsquelle, weil sie bei den Treffen dieses Netzwerks mehrheitlich kleine Kinder trifft, mit diesen nicht mehr als spielen kann und ihre Familien kein Thema sind (I1, 485+500). Der Vater denkt, dass sich dies vielleicht später, in der Pubertät, ändern könnte, wenn die Themen Eltern und Familie wichtiger werden (I1, 525). Die Familie hat aber engen Kontakt zu einem Lesbenpaar mit einem Kind im gleichen Wohnhaus, was für sie von grosser

Bedeutung ist. Deren Sohn ist für das interviewte Mädchen nämlich wie ein kleiner Bruder (I1, 489). Dass sie in der Kinderbetreuungsstätte nicht die einzige Familie mit gleichgeschlechtlichen Eltern waren, hat nach Einschätzung des Vaters zur grossen Akzeptanz, welche die Familie erfahren hat, beigetragen (I1, 94). Auch die zweite interviewte Familie ist sehr stark in ein Netzwerk von anderen Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern eingebunden. Den Kindern gibt es nach Ansicht der Mütter Sicherheit und Vertrautheit, andere Familien mit ähnlichen Konstellationen zu kennen (I2, 469), sodass sie teilweise ihre Familienform als die gesellschaftliche akzeptierte Norm sehen (siehe 6.5.4. Selbstakzeptanz und -identifikation durch Normalisierung). Ihre Kinder tauschen sich bei Treffen mit anderen Kindern mit gleichgeschlechtlichen Eltern aus, wobei die Hauptthemen im Moment ihre Entstehungsgeschichten sind und das Bemerkte, dass sie eine ähnliche Familienkonstellation haben (I2, 799). Die Mütter denken, dass dieses Netzwerk für die Kinder „später“ noch wichtiger werden könnte (I2, 818) – hier ist wahrscheinlich die Pubertätsphase gemeint. Die leibliche Mutter in Interview 3 hätte sich an ein Netzwerk lesbischer Mütter gewandt, wenn Probleme (Ablehnung ihrer Familienkonstellation in Familie oder Schule, Hänseleien ihrer Kinder in der Schule) aufgetaucht wären (I3, 103+1316). Sie sieht solche Zusammenschlüsse und Netzwerke demnach primär als Unterstützungsmöglichkeit bei Problemen und nicht grundsätzlich als Austauschmöglichkeit, selbst wenn keine Probleme bestehen. Der Vater aus Interview 5 hingegen hat nach der Trennung von seiner ehemaligen Frau stark den Kontakt zu anderen homo-/bisexuellen Vätern in einer entsprechenden Gruppe gesucht. Diese Kontakte waren für ihn sehr wichtig, um sich nicht allein zu fühlen, sondern zu erfahren, dass es auch andere Männer gibt, die zuerst, möglicherweise um ihre Homosexualität zu verstecken oder weil sie hoffen, sie verliere sich dadurch, eine heterosexuelle Beziehung eingehen, dann dem Druck der Heteronormativität allerdings doch nicht Stand halten können und ein Coming-Out vollziehen (I5, 52).

6.6. Vorkommen nicht-heteronormativer Familien- und Lebensformen in der Schule

Die Kinder merken im Schulkontext durch das Zusammentreffen mit anderen Kindern, die grösstenteils in heteronormativen Familien aufwachsen, zunehmend, dass sie eine Minderheit sind und verstehen darum besser, dass sie darum von anderen Menschen abgelehnt werden könnten (bspw. I2, 373+373). Da eine inkludierende Schule aber, wenn sie Familie und Sexualität thematisiert, alle Möglichkeiten ansprechen sollte und nicht nur heteronormative, interessiert in diesem Unterkapitel, ob Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern und Homo-/Bisexualität im Schulunterricht vorkommen und wenn ja, mit welcher Bewertung sie vermittelt werden. Dies könnte auch als Schutzfaktor fungieren, wie das Unterkapitel 6.5.4. Selbstakzeptanz und -identifikation durch Normalisierung nahelegt, in dem gezeigt wurde, dass, wenn die eigene Familie mit gleichgeschlechtlichen Eltern als normal und selbstverständlich präsentiert und

verstanden wird, sich dies positiv auf die Selbstidentifikation der Kinder und auf ihr Selbstbewusstsein auswirken kann.

In den Interviews 1 (4. Schuljahr) und 2 (Kindergarten und 1. Schuljahr) sind Familie und Sexualkunde noch überhaupt nicht vorgekommen, auch nicht in heteronormativer Art und Weise. Beim Mädchen im 3. Schuljahr hingegen kommen in Beispielen im Schulunterricht nur heteronormative Familienformen vor (I4, 265). Sexualkunde wurde bei ihr jedoch ebenfalls noch nicht unterrichtet. Nach Kenntnisstand des Vaters in Interview 5 ist Homosexualität in der Schule nie thematisiert worden, und Paarbeziehungen sowie Familien werden stets heteronormativ präsentiert (I5, 729+738). Die Betonung heteronormativer Familienmodelle durch Lehrpersonen ist als Unterdrückung der Information über nicht-heteronormative Familienmodelle zu sehen und wurde unter 6.4.4. Stigmatisierungen durch Lehrpersonen bereits angesprochen, wo gezeigt wurde, dass die Lehrpersonen nicht auf die andere Ausgangslage von Elternschaft bei Kindern mit gleichgeschlechtlichen Eltern eingingen.

Homosexualität als mögliche sexuelle Orientierung neben Heterosexualität wurde von den Lehrpersonen des Jungen in Interview 3 zwar im Rahmen des Sexualkundeunterrichts erwähnt, nicht aber, dass homosexuelle Menschen auch Familien gründen können (I3, 767+775+823). Die beiden Mütter aus Interview 3 meinen aber, sich zu erinnern, dass das Thema Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern möglicherweise im Unterricht bei ihrer Tochter ein Thema war, das kurz gestreift und erwähnt worden ist (I3, 828).

6.6.1. Aufklärung durch Kinder mit gleichgeschlechtlichen Eltern selber

Die interviewten Kinder leisten selber Aufklärung darüber, dass homosexuelle Menschen auch Kinder haben können. Sie tun dies dann, wenn sie sich in der Klasse vorstellen, mit anderen Kindern über ihre Familie reden, von ihrer Familie erzählen oder ihre Familie in der Schule auf Zeichnungen oder Fotos präsentieren (I1, 195 / I3, 750 / I4, 266). Das Mädchen in Interview 1 denkt allerdings, dass die Kinder in seiner Klasse bereits gewusst haben, dass es andere Familienkonstellationen als nur die von Vater-Mutter-Kind gibt, bevor sie seine Familienkonstellation kannten (I1, 195).

6.6.2. Kritisch-ablehnende Haltung der Interviewten

Der interviewte Junge hält es nicht für nötig, dass die Schule die Familienform mit gleichgeschlechtlichen Eltern als Möglichkeit erwähnt (I3, 1176) und auch seine Mütter zweifeln die Wirksamkeit der Aufklärung über verschiedene Familienformen an, weil die Intoleranz gegenüber Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern ein „gesellschaftliches Problem“ sei und eine allgemeine Aggressionszunahme gegen Randgruppen feststellbar sei (I3, 1240), weil diese aufgrund ihrer relativen Schwäche ein einfaches Aggressionsziel seien (I3, 1253). Dies deutet darauf hin, dass die Interviewten der Meinung sind, dass sich bei einigen Menschen die Unzufriedenheit in gewissen Lebensbereichen in Ablehnung und Aggression gegenüber gewissen Randgruppen äussert, obwohl sie eigentlich Toleranz gelernt hätten und, empfänden sie

nicht diese Unzufriedenheit, auch eine tolerantere Einstellung zeigen würden. Dass Bildung zum Abbau solcher Einstellungen und Strategien beitragen könnte, und insbesondere die Schule zur Lösung gesellschaftlicher Probleme beitragen könnte, wird von der Familie in Interview 3 also bestritten.

6.7. Handlungsbedarf und Wünsche in- und ausserhalb der Schule

Die hier untersuchten Fragestellungen verlangen nicht nur eine Situationsbeschreibung oder Bestandsaufnahme, sondern beinhalten auch die Frage, was gegen Stigmatisierungserfahrungen und für eine grössere Akzeptanz von Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern getan werden kann. Dabei interessiert in erster Linie die Meinung der betreffenden Familien – sie sind die diesbezüglichen Expert_innen, weil es ihren Alltag und ihr Leben betrifft. Die Interviewten haben in diesem Zusammenhang verschiedene Wünsche und Möglichkeiten diverser Art geäussert:

6.7.1. Lehrpersonen, Schule

Die Mütter in Interview 2 wünschen sich, dass die Lehrpersonen auf die Offenbarung ihrer Familiensituation nicht mit Schweigen reagieren, sondern Fragen stellen, die für die Eltern wichtig sind. Beispielsweise wie die Lehrperson sie bezeichnen soll, wenn sie gegenüber den Kindern von ihnen spricht (I2, 61+634). Ausserdem sollen die Lehrpersonen auf Hänseleien vorbereitet sein und Strategien und Handlungsgrundsätze für solche Situationen haben: Die Mütter möchten von der Lehrperson wissen, wie sie bei Hänseleien zu reagieren gedenkt (I2, 642). Der Junge in Interview 3 wünscht sich, dass die Lehrpersonen engagierter und konsequenter gegen jegliche Art und Form von Hänseleien und „Mobbing“ vorgehen (I3, 1171). Obwohl sie diesen Wunsch nur bei den Kindergartenlehrpersonen geäussert haben, erwarten die Mütter in Interview 4 auch von den Lehrpersonen in der Schule, dass diese sie informieren, wenn ihre Tochter in der Schule ausgelacht oder gehänselt würde, weil sie zwei Mütter hat (I4, 515). Die beiden Mütter wünschen sich weiter, dass die Lehrpersonen und die Schule als gesamte Institution ein Klima herstellen, in dem jedes Kind seine Familie präsentieren darf und dies keine negativen Reaktionen auslöst, in dem Probleme und Hänseleien besprochen werden können, und die Lehrpersonen sowie die Schulsozialarbeit intervenieren, wenn Hänseleien vorkommen (I4, 517+815+819).

Die Mütter in Interview 2 finden es wichtig, dass die Eltern und die Lehrpersonen sich untereinander austauschen und alle Eltern, beispielsweise im Rahmen von Elternabenden in der Schule, ihre Familiensituation offen legen, weil sie in vielen anderen nicht heteronormativen Familien, wie beispielsweise Trennungsfamilien, das Bedürfnis danach vermuten, um sich über spezifische Herausforderungen und Wünsche in Bezug auf die Schule auszutauschen (I2, 761). Die Mütter wünschen sich, dass die Formulare der Schule weniger heteronormativ sind (I2,

764). Auf den meisten Formularen steht nämlich *Mutter* und *Vater*. Stattdessen könnte beispielsweise *Eltern* stehen¹¹. Dasselbe gilt für Briefe oder den mündlichen Sprachgebrauch.

6.7.2. Nicht-heteronormative Lebens-, Familien- und Geschlechterrollenmodelle

Die Mütter in Interview 2 möchten wissen, wie die Lehrperson Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern im Unterricht präsentiert. Sie sehen es nämlich als die Aufgabe der Lehrpersonen an, den Kindern verschiedene Familienmodelle und die Familienvielfalt sehr früh aufzuzeigen, damit Reaktionen wie „das kann gar nicht sein“ nicht vorkommen (I2, 81+761). Die Mütter sehen es als wichtig an, dass die Schule Geschlechterrollenstereotypen aufbricht – sei es in der Sprache („Jungs sind halt so“ / „typisch Mädchen“) oder in Strukturen („Bauecke“ / „Puppenecke“) und darin enthaltene Scheinfreiheiten („die Jungs könnten und dürften ja auch in der Puppenecke spielen“) reflektieren (I2, 987+1000). Sie sind der Meinung, nur so sei eine freie, individuelle Entwicklung der Kinder möglich (I2, 1000) und denken, dass dies Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern zu mehr Akzeptanz verhelfen würde (I2, 1006), was nachvollziehbar ist, entsprechen diese doch auch nicht geschlechterrollenstereotypen Lebenslaufbahnen. Sobald der Sexualkundeunterricht bei ihrer Tochter bevorsteht, erwarten die Mütter in Interview 4, dass die Lehrperson die Eltern informiert, was dort vermittelt wird. Sie erwarten, dass Homosexualität und Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern vorkommen und als mögliche, gleichwertige Lebens- und Familienformen thematisiert werden (I4, 486+727). Auch der Vater in Interview 5 und die Mütter in Interview 3 (I3, 1178) äusserten diesen Wunsch. Die Mütter in Interview 3 empfinden dies als Prävention für „lästige“ Fragen und als Mittel zur Toleranzförderung (I3, 833).

Die Mütter in Interview 3 wünschen sich, dass ihre Familie und ihre Kinder nicht als „lebendiges Beispiel“ einer nicht-heteronormativen Familie herangezogen und „präsentiert“ werden (I3, 835). Zwei andere Mütter wären hingegen bereit, in der Schule über ihre Familienform zu sprechen (I4, 488). Auch ein interviewter Vater hätte es begrüsst, wenn die Lehrperson nach Rücksprache mit ihm, seiner ehemaligen Frau und den Töchtern ihre Familienform als Beispiel einer „anderen“ Familienform im Schulunterricht thematisiert hätte (I5, 933).

6.7.3. Politik

Der Vater in Interview 5 (I5, 960) und die Mütter in Interview 2 finden es wichtig, die Akzeptanz nicht-heteronormativer Lebens- und Familienmodelle mit politischen Massnahmen zu fördern, beispielsweise durch eine rechtliche und gesetzliche Gleichstellung. Mit Lobbying und Vereinsarbeit soll eine Deutungshoheit über den Familienbegriff gewonnen werden, sodass dieser positiv und inkludierend für nicht-heteronormative Familienkonstellationen ausfällt (I5, 966+984+998). Öffentliche Sichtbarkeit von nicht-heteronormativen Lebens- und Familienformen würde seiner Ansicht nach zur Akzeptanzförderung ebenfalls beitragen (I5, 1002).

¹¹ Womit hingegen alleinerziehende Eltern nicht korrekt angesprochen wären.

6.8. Weitere Ergebnisse

Die Interviews haben noch deutlich mehr interessante Ergebnisse zutage gefördert, beispielsweise über die Entstehungsgeschichte oder den Lebensalltag der Familien, die aber nicht genügend stark mit den hier verfolgten Fragestellungen zusammenhängen. Diejenigen mit den stärksten Verknüpfungen zur Thematik, die aber nicht unter die obigen Kapitel fallen und an die Fragestellung direkt anknüpfen, werden darum in diesem Unterkapitel beschrieben. Sie ergänzen die bereits präsentierten Ergebnisse, unterstützen die Kontextualisierung derselben und tragen zu einem umfassenderen Verständnis bei.

6.8.1. Verschiedene Kulturen

Ein Vater betont, dass auch Eltern von Freunden seiner Tochter, die aus einem südosteuropäischen Kulturkreis kommen, kein Problem mit ihrer Familienkonstellation hatten und sie gut befreundet waren (I1, 178). Ein anderer Vater sieht aber eine Gefahr für die Akzeptanz gleichgeschlechtlicher Lebensweisen in der Zuwanderung von Menschen aus osteuropäischen Ländern, in denen die Menschen Toleranz und Akzeptanz nicht gelernt hätten (I5, 1007).

6.8.2. Flexible Geschlechterrollenvorstellungen bei den Kindern

Beim Sohn der Mütter aus Interview 2 zeigen sich flexible und offene Vorstellungen und Einstellungen bezüglich seiner eigenen sexuellen Orientierung – für ihn kommt Homosexualität aktuell (1. Schuljahr) sogar eher in Frage als Heterosexualität (I2, 382). Auch wenn dies mit der in dieser Entwicklungsphase typischen Organisation in gleichgeschlechtlichen Gruppen und der Abgrenzung zum anderen Geschlecht zu tun haben könnte, zeigt sich darin eine grundsätzliche Offenheit gegenüber und eine Anerkennung von Gleichwertigkeit von jeglichen sexuellen Orientierungen. Er scheint ausserdem weitere nicht geschlechterrollenstereotype Verhaltensweisen zu zeigen, beispielsweise in seinem Spielverhalten. Einige Leute im Umfeld der Mütter führen das anscheinend darauf zurück, dass er lesbische Mütter hat (I2, 934). Die interviewten Mütter stellen aber auch bei anderen Kindern nicht geschlechterrollenstereotype Verhaltensweisen fest, die bei diesen Kindern und ihren Eltern nicht selten Verunsicherung auslösen (I2, 933+948). Es scheint sich also dabei nicht um ein Phänomen zu handeln, das nur bei gleichgeschlechtlicher Elternschaft auftritt, aber dort löst es weniger Verunsicherung aus; wahrscheinlich, weil solche Familien sowieso schon heteronormativen Lebensweisen nicht entsprechen und daher eine grössere Akzeptanz bezüglich nicht geschlechterrollenstereotypen Verhaltensweisen zeigen. Auch beim Jungen in Interview 3 zeigen sich nicht geschlechterrollenstereotype Verhaltensweisen insofern, dass er nicht gerne körperliche Auseinandersetzungen austrägt (I3, 636). Der interviewte Junge erklärt diese Entwicklung seiner Persönlichkeit, anders als seine Mütter, nicht mit biologischen Faktoren sondern damit, dass er mit zwei Müttern und einer Schwester, also ohne männliche Bezugsperson in der engen Familie, aufgewachsen ist (I3, 463+484). Die Co-Mutter führt hingegen ins Feld, dass er einen

Onkel und seinen leiblichen Vater als männliche Bezugsperson hat (I3, 471), wobei es auch nicht Letzteren Art sei, stereotypes „männlich-aggressives“ Verhalten an den Tag zu legen (I3, 545). Auch sie selbst habe versucht, eine raue Seite bei ihm zu fördern, indem sie mit ihm Raufereien ausgetragen (I3, 480+514+522) oder ihn zum Kampfsport animiert hat (I3, 553). Dass er alle diese Angebote und Möglichkeiten abgelehnt hat, zeige, dass es seine Persönlichkeit sei, der solches Verhalten nicht entspreche, und nicht das angebliche Fehlen einer männlichen Bezugsperson.

6.8.3. Diskrepanz zwischen Rechtslage und realen Familienbeziehungen

Die Co-Mutter in Interview 3 ist sich bewusst, dass sie „keine Rechte“ (I3, 299) in Bezug auf die Kinder hat. Sie möchte diese aber auch nicht einfordern, sondern nimmt diese Situation so zur Kenntnis und akzeptiert sie (I3, 287+299+897). Sie vertraut stattdessen darauf, dass, wenn der leiblichen Mutter etwas zustossen sollte, der weitere Familienkreis ihr weiterhin die Mutterrolle zugestehen und das Zusammenleben mit, respektive den Kontakt zu ihren Kindern ermöglichen würde (I3, 908+935). Dass diese Situation eintreten könnte, wird allerdings von den Müttern und auch vom Sohn verdrängt (I3, 911), wobei die Unsicherheit und Angst früher, als die Kinder noch jünger waren, grösser gewesen sei, weil die Grosseltern damals noch weniger Akzeptanz für die gleichgeschlechtliche Partnerschaft aufbrachten hätten als heute, und weil die Kinder bei einem Gerichtsverfahren nicht angehört worden wären, welche Familienform und Kontakte sie sich wünschen (I3, 946+955).

6.8.4. Trennung

Das Interview 5 war stärker geprägt von der Trennung der Eltern und dem Umgang mit ihr als vom Thema der Erfahrungen der Kinder in der Schule bezüglich ihrer Familienkonstellation. Ein wichtiges Thema im gesamten Interview ist, dass es für den interviewten Vater und seine ehemalige Frau eine schwierige, aber seiner Ansicht nach gelungene, Aufgabe war, den Kindern die Trennung schonend bewusst zu machen, ihnen dabei aber aufzuzeigen, dass sie nichts mit ihnen zu tun hat sondern der Grund dafür bei den Elternteilen liegt und daher die Beziehung zu den Kindern in den Mittelpunkt zu stellen, sie weiterhin bewusst und intensiv zu pflegen und den Kindern Liebe zu zeigen. Dies sind Faktoren, die bei Trennungen in Familien mit gegengeschlechtlichen Eltern ebenso eine Rolle spielen können und nichts mit der homosexuellen Orientierung des Vaters zu tun haben. Der interviewte Vater sieht als positiven Effekt aus seiner Familiengeschichte, dass seine Kinder verschiedene Familienmodelle und Zusammenlebensformen als gleichwertige Möglichkeit wahrgenommen haben, und sie somit zu toleranteren Menschen werden könnten (I5, 444+758+853).

7. Diskussion

In diesem Kapitel werden die Interviewergebnisse bewertet und in Zusammenhang mit den Studienergebnissen von ausserhalb der Schweiz betrachtet (siehe 4. Aktueller Forschungsstand). Die Einteilung der Unterkapitel orientiert sich an den eingangs formulierten Fragestellungen und liefert Antworten auf diese.

7.1. Stigmatisierungserfahrungen

Goffman sowie Link und Phelan charakterisieren ein Stigma als eine Eigenschaft, die von den Gesellschaftsmitgliedern bei den stigmatisierten Personen hervorgehoben und negativ bewertet wird. Die Eigenschaft *per se* muss der stigmatisierten Person keinen Nachteil erbringen – wie es beispielhaft das Aufwachsen in einer Familie mit gleichgeschlechtlichen Eltern nicht tut. Durch die Stigmatisierung passt aber das Umfeld sein Verhalten gegenüber den stigmatisierten Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern an, schliesst sie aus, benachteiligt sie, hänselt die Kinder oder gibt ihr nicht die Gelegenheit, ihre Fähigkeiten zur Geltung zu bringen. Auch die Familien selber passen ihr Verhalten an und internalisieren die Stigmatisierung unter Umständen zu einer Selbstabwertung. Sie verheimlichen ihre Familienkonstellation vor gewissen Personen, wehren sich nicht und erhalten kaum Unterstützung, wenn sie gehänselt werden. Auch die rechtliche Schlechterstellung dieser Familien führt dazu, dass die Vorurteile und Erwartungen bezüglich des Stigmas erfüllt werden, und das Umfeld in seiner stigmatisierenden Haltung bestärkt wird. Mit dem Minoritätenstress-Modell (siehe 2.3. Minoritätenstress-Modell nach Meyer) kann erklärt werden, welche Folgen Stigmatisierungen haben können. Es wird dabei postuliert, dass eine erfolglose Bewältigung von Stress, der aufgrund des Status' als stigmatisierte Minderheit auftritt, negative psychosoziale Auswirkungen haben kann. Dass dies bei den befragten Interviewpartner_innen, soweit ersichtlich, wahrscheinlich nicht der Fall ist und auch in den rezierten Studien keine schlechtere psychosoziale Gesundheit von Kindern mit gleichgeschlechtlichen Eltern im Vergleich mit Kindern mit gegengeschlechtlichen Eltern festgestellt wird, lässt darauf schliessen, dass effektive Copingstrategien und Schutzfaktoren vorliegen, um die Folgen von Stigmatisierungen zu bewältigen, oder dass Stigmatisierungserfahrungen gar nicht erst vorkommen.

Die Kinder aus den interviewten Familien sind sich der Besonderheit und Nonkonformität ihrer Familienform bewusst und gestalten Interaktionen mit anderen Menschen bezüglich Informationen über ihre Familie daher bewusst. Sie überlegen sich, wem sie wann wie viel über ihre Familie erzählen wollen und verheimlichen gelegentlich aus Angst vor Stigmatisierungen Aspekte ihrer familiären Identität. Bereits die zuvor präsentierten Ergebnisse internationaler Forschung weisen in dieselbe Richtung, wenn gezeigt wird, dass die Kinder ihre Familienkonstellation aus Angst vor Ablehnung und Diskriminierung verheimlichen. Das Informationsmanage-

ment der interviewten Familien ist allerdings grundsätzlich deutlicher von Offenheit als von Verschwiegenheit und Verstecken geprägt, und den Eltern ist es wichtig, sich und ihre Familienkonstellation bei den Lehrpersonen sowie einem weiteren Umfeld (Nachbarschaft, Eltern der Mitschüler_innen) vorzustellen und Gesprächsbereitschaft zu signalisieren. Die häufigste Reaktion der Lehrpersonen auf die Offenbarung der Familienkonstellation ist Ignoranz. Sie wird von den Interviewten zwar häufig als Neutralität oder als keine Reaktion beschrieben. Dieses Verhalten ist jedoch aufgrund der Tatsache, dass heteronormative und homophobe Einstellungen sowohl auf individueller wie auch auf struktureller Ebene in der Gesellschaft noch immer verankert sind und in sozialen Interaktionen wirken, unangebracht und stigmatisierend. Vielmehr sollte von den Lehrpersonen aus auf die Schwierigkeiten, die bei einer Familiensituation mit gleichgeschlechtlichen Eltern auftreten können, wie beispielsweise Hänseleien oder diskriminierende Abläufe im Schulalltag, eingegangen werden und zusammen mit den Eltern und den Kindern Strategien besprochen und wenn nötig Lösungen gesucht werden. Über Ignoranz oder „Neutralität“ als stigmatisierende Reaktion auf die Offenbarung der Familienkonstellation mit gleichgeschlechtlichen Eltern wurde in keiner der in Kapitel 4 (Aktueller Forschungsstand) vorgestellten Studien berichtet. Dies wurde dort jedoch nirgends als Kategorie einer Stigmatisierung erfasst und somit auch nicht als solche identifiziert. Interesse und Nachfragen kommen allerdings, insbesondere vonseiten anderer Kinder, ebenfalls vor, wobei besonders die Entstehungsgeschichte interessiert, zu häufiges Nachfragen die betreffenden Kinder mit gleichgeschlechtlichen Eltern aber auch stören kann. Sowohl, dass sich Fragen anderer Kinder häufig auf die Entstehungsgeschichte von Kindern mit gleichgeschlechtlichen Eltern beziehen und sie Interesse zeigen, wie auch, dass häufige Fragen dazu die betreffenden Kinder stören, wird von der internationalen Forschung gestützt. Extreme Stigmatisierungserfahrungen wie Mobbing oder physische Gewaltanwendungen aufgrund ihrer Familienkonstellation erlebte keines der Kinder aus den interviewten Familien. Die berichteten Stigmatisierungserfahrungen sind, dass die Kinder ausgelacht werden, weil sie gleichgeschlechtliche Eltern haben, sie „blöde Sprüche“ deswegen zu hören bekommen, oder dass ihre Familiensituation infrage gestellt wird und ihnen nicht geglaubt oder die Beziehung zum nicht-leiblichen Elternteil abgesprochen wird. Genau dieselben Formen von Stigmatisierungen wurden im Forschungsüberblick am häufigsten genannt. Die Stigmatisierung durch Lehrpersonen ist in erster Linie derart, dass sie die Familienkonstellation mit gleichgeschlechtlichen Eltern ignoriert und Bezeichnungen im Unterricht und ihr Verhalten nicht daran anpasst. Gleichgültigkeit und Nichteingreifen bei Hänseleien sowie das Infragestellen der Familienkonstellation wurden ebenfalls je ein Mal genannt. Dass in der Schule Familie stets als Konstellation von Mutter-Vater-Kind dargestellt wird und andere Familienformen wie solche mit gleichgeschlechtlichen Eltern nicht vorkommen, ist ebenfalls eine Form von Stigmatisierung, weil damit Heteronormativität reproduziert und gleichzeitig alles, was dieser Norm nicht entspricht, durch das Nichtvorkommen abgewertet wird. Dass die Schü-

ler_innen das Wort „schwul“ alltäglich als Schimpfwort benutzen, ist eine weitere Form heteronormativer Stigmatisierung gleichgeschlechtlicher Lebensweisen. Beides wird auch in den Studien als häufig bestehendes Problem beschrieben. Aus den Interviews lässt sich erkennen, dass Stigmatisierungen in der Pubertät häufiger auftreten, und dass kleinere Kinder auf der Unterstufe Unterschiede in den Familienformen noch weniger wahrnehmen oder sie noch weniger stark eine Rolle spielen – zahlreiche präsentierte Forschungsergebnisse bestätigen diese Erkenntnis. Ausserdem kann aufgrund der Aussagen in den Interviews vermutet werden, dass Jungen häufiger direkt und offen hänseln, wohingegen Mädchen dies nicht zwingend weniger häufig tun, jedoch anders, nämlich indem sie hinter dem Rücken der betreffenden Kinder tuscheln. Diese Vermutung hingegen wird durch den zuvor präsentierten Forschungsstand nicht bestätigt und könnte daher mit der kleinen Stichprobe der hier durchgeführten qualitativen Erhebung zusammenhängen. In diesem in den Interviews beschriebenen Verhalten der hänselnden Mitschüler_innen ist ein geschlechterrollenstereotypes Muster zu erkennen. Jungen wird mehr direkte, offene Aggression zugestanden als Mädchen, von denen mehr Zurückhaltung und weniger offensives, Raum einnehmendes Verhalten verlangt wird. Der Anteil der Kinder mit gleichgeschlechtlichen Eltern aus den Interviews, die Stigmatisierungen erlebten, kann nicht mit dem in der Literatur berichteten verglichen werden, weil die hier durchgeführte Untersuchung nicht repräsentativ ist und nicht statistisch ausgewertet werden kann.

Am Ende dieses Unterkapitels muss eine wichtige Anmerkung gemacht werden. In der hier vorliegenden Arbeit wurde eine problemzentrierte Untersuchungsmethode angewandt: Es wurde danach gesucht, ob Kinder mit gleichgeschlechtlichen Eltern Stigmatisierungen erlebten oder erleben. Dort, wo solche gefunden wurden, lag der Fokus auf deren Vorbeugung oder deren negativen Folgen und der Bewältigung derselben. Daher wurde eine bedeutende Gruppe zu wenig beleuchtet: Diejenigen Kinder mit gleichgeschlechtlichen Eltern, die keine Stigmatisierungen erleben. Da gemäss internationaler Forschung (siehe 4. Aktueller Forschungsstand) weniger als die Hälfte der Kinder mit gleichgeschlechtlichen Eltern Stigmatisierungserfahrungen haben, weist die Mehrheit von ihnen mehr Gemeinsamkeiten – nämlich keine Stigmatisierung aufgrund der Familienkonstellation zu erleben – mit Kindern gegengeschlechtlicher Eltern auf. Lediglich eine Minderheit aus der Minderheit der Kinder aus Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern unterscheidet sich von ihnen, da sie solche erlebt. Wie bereits mehrfach erwähnt, ist aus Sicht der Sozialen Arbeit jegliche Stigmatisierung aufgrund der Familienkonstellation ein Problem und wurde daher hier besonders fokussiert. Nichtsdestotrotz soll betont werden, dass ein Forschungsansatz, der nach problematischen Zuständen oder Erlebnissen – hier Stigmatisierungserfahrungen – sucht, diese in der einen oder anderen Form auch finden wird. Dass viele Stigmatisierungserfahrungen „milder“ Art sind (Hänseleien, Auslachen, ...) bestätigt dies. Da es wichtig ist, auch diese zu erkennen, ist eine solche Vorgehensweise nicht

grundsätzlich heikel, muss aber kritisch beleuchtet und transparent gemacht werden, weil sie auf dem Suchen von Unterschieden und nicht von Gemeinsamkeiten aufbaut.

7.2. Umgang mit Stigmatisierungserfahrungen: Copingstrategien, Schutzfaktoren

Keines der Kinder aus den interviewten Familien scheint schwerwiegende negative Folgen aus den erlebten Hänseleien getragen zu haben. Ihr Umgang mit Stigmatisierungserfahrungen ist unterschiedlich und wird durch verschiedene Unterstützungsfaktoren moderiert. Einige Kinder fliehen aus der Situation, ziehen sich zurück, suchen Zuflucht bei ihnen wohlgesinnten Personen oder ignorieren die Hänselei. Eine Strategie, um Stigmatisierungen gar nicht erst zu ermöglichen, ist es, die Familiensituation vor denjenigen Personen geheim zu halten, von denen Stigmatisierungen befürchtet werden. Andere Kinder wehren sich gegen Hänseleien und sagen dem Kind, das sie deswegen auslacht, dass sie dies nicht in Ordnung finden. Auch einige Eltern gehen auf stigmatisierende Kinder oder Lehrpersonen zu und erklären ihnen ihre Familienkonstellation, respektive äussern ihre Erwartungen. Innerhalb der Familie ist die Vorbereitung der Kinder durch die gleichgeschlechtlichen Eltern ein Faktor, der ihnen helfen kann, bei Hänseleien (selbst)bewusst zu reagieren. Ein stets offenes und unterstützendes Gesprächsklima zu Hause zu signalisieren kann den Kindern helfen, ihren Eltern Stigmatisierungserfahrungen zu erzählen und sich damit Unterstützung und Trost zu holen. Wenn die Kinder ihre Familie als normal, gut und gleichwertig zu anderen Familien wahrnehmen, beispielsweise durch entsprechende Bilderbücher oder das Treffen anderer Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern sowie in der Kommunikation der Eltern über ihre Familie, gibt ihnen dies Selbstbewusstsein. Bei Stigmatisierungserfahrungen ist ein starkes Selbstbewusstsein entscheidend, damit der Angriff auf die Identität, der dabei geschieht, nicht verletzende, den Selbstwert abwertende Auswirkungen hat. Freund_innen oder andere Menschen, die das Kind und seine Familienkonstellation vorbehaltlos akzeptieren, können bei Hänseleien sowohl Schutz- wie auch Unterstützungsrollen einnehmen. Dies kann insbesondere ein Netzwerk von und der Kontakt mit anderen Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern sein. Die Schule kann bei Stigmatisierungen ebenfalls etwas leisten, um dagegen vorzugehen. Die Lehrpersonen sollten hierzu bei Hänseleien sofort und konsequent eingreifen. Weitere Unterstützungsangebote der Schule, wie beispielsweise Schulsozialarbeit oder ein Klassenrat, können sich als hilfreich erweisen. Dieselben Copingstrategien und Schutzfaktoren wurden in der internationalen Forschung gefunden. Eine starke Bindung zu mindestens einer engen Bezugsperson sowie die Bereitschaft, mit der Familienkonstellation völlig offen umzugehen, wurden dort ebenfalls erwähnt. Diese Faktoren konnten in den Erzählungen der Interviewten nicht direkt gefunden werden. Die Bindungsqualität wurde nicht erfasst und kann daher nicht beurteilt werden. Über eine grosse Offenheit berichteten jedoch alle Familien. Gleichzeitig haben sie nur wenige und schwache Stigmatisierungen erlebt; ein positiver Zusammenhang zwischen Offenheit und weni-

ger Stigmatisierungserfahrungen wird durch die hier durchgeführten Interviews daher jedenfalls nicht widerlegt.

7.3. Handlungsbedarf und Handlungsmöglichkeiten

Lehrpersonen sollten Nachfragen stellen und nicht ignorieren, dass eine Familie mit gleichgeschlechtlichen Eltern (noch) nicht überall akzeptiert wird und mit besonderen Herausforderungen und Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Ausserdem sollten die Lehrpersonen bei Hänseleien konsequent eingreifen und diese nicht akzeptieren. Eine Möglichkeit, die Akzeptanz gleichgeschlechtlicher Lebens- und Familienformen zu fördern, könnte darin liegen, dass diese im Schulunterricht ganz selbstverständlich vorkommen und als gleichwertig zu gegengeschlechtlichen Lebens- und Familienformen dargestellt werden. Die Schule und die Lehrpersonen sollten aktiv stereotype Geschlechterrollen und heteronormative Familienformen zementierende Sprache, Strukturen und Abläufe (bspw. Formulare) reflektieren und anpassen. Schliesslich ist auf politischer und gesellschaftlicher Ebene die Akzeptanzförderung für Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern zu nennen, die mit einer vollständigen rechtlichen Gleichstellung, öffentlicher Sichtbarkeit und einem alle Familienformen einschliessenden Verständnis von Familie erreicht werden kann. Beide dieser Wünsche der interviewten Eltern – das Vorkommen nicht heteronormativer Familien- und Lebensformen in der Schule sowie gesellschaftliche Gleichstellung – werden auch von der internationalen Forschung als effektive Strategien gegen und als Schutzfaktoren vor Stigmatisierungen aufgrund der Familienkonstellation mit gleichgeschlechtlichen Eltern genannt.

7.4. Beitrag der Sozialen Arbeit

Die institutionalisierte Soziale Arbeit hat mit der hier untersuchten Thematik von Stigmatisierungserfahrungen von Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern wahrscheinlich am ehesten im Rahmen der Schulsozialarbeit zu tun. Wenn Schulsozialarbeiter_innen erfahren, dass Kinder gleichgeschlechtlicher Eltern oder diese selber Stigmatisierungen erfahren, können sie intervenieren und die Betroffenen unterstützen sowie mit den Täter_innen an ihren dysfunktionalen Einstellungen arbeiten. Ausserdem kann und sollte die Schulsozialarbeit selber Projekte zur Akzeptanzförderung und für Antidiskriminierungsrichtlinien an der Schule initiieren und umsetzen. Für die Lehrer_innen und andere Schulmitarbeiter_innen kann sie Weiterbildungsangebote über/mit Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern organisieren oder, falls sie selber über das notwendige Wissen verfügt, anbieten. Somit können die Lehrer_innen besser auf die besonderen Bedürfnisse dieser Familien eingehen und wissen, worauf sie achten müssen.

Soziale Arbeit beginnt aber nicht erst auf der Mikroebene im direkten Kontakt mit ihren Anspruchsgruppen. Professionelle Soziale Arbeit muss auch soziale Probleme erkennen,

analysieren und angehen, wie in Kapitel 3.1. Professionelles Mandat: Wissenschaft und Menschenrechte ausgeführt wurde. Analysen wie die hier vorliegende Arbeit sind eine Möglichkeit, wie Soziale Arbeit als Profession mit dem Thema der Stigmatisierung von Kindern mit gleichgeschlechtlichen Eltern umgehen kann. Sie kann selber solche Untersuchungen durchführen und/oder die wissenschaftlichen Ergebnisse dazu publik machen. Eine Implementierung in Lehre und Praxis der Sozialen Arbeit sollte dabei nicht vergessen werden, wobei gegebenenfalls eine Weiterentwicklung nötig ist, um die Schlussfolgerungen der wissenschaftlichen Erkenntnisse an die eigenen professionellen Sicht- und Arbeitsweisen der Sozialen Arbeit anzupassen und sie umsetzen zu können. Im Rahmen des professionellen Mandats wurden die Menschenrechte erwähnt, welche die Soziale Arbeit beachten und verwirklichen helfen soll. Da einige Kinder mit gleichgeschlechtlichen Eltern Stigmatisierungen erleben, sind ihre in der Kinderrechtskonvention verbrieften Rechte (siehe 3.1. Professionelles Mandat: Wissenschaft und Menschenrechte) wie beispielsweise die Chancengleichheit, Gleichwertigkeit und Diskriminierungsfreiheit teilweise nicht erfüllt. Da somit ein soziales Problem besteht, sind Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern eine Anspruchsgruppe der Sozialen Arbeit. Die Lebensweltorientierung als Konzept der Sozialen Arbeit, wie in Kapitel 3.2. Lebensweltorientierung beschrieben, verlangt, dass sich die Soziale Arbeit ihren Anspruchsgruppen annähert und sie ihre Sichtweisen und ihre Problemlagen kennen und verstehen lernt. In diesem Sinne muss die hier vorliegende Arbeit verstanden werden. Sie soll einen Beitrag dazu leisten, die Lebenslage und die Lebenswelt der betreffenden Familien zu beschreiben und öffentlich zu machen, sowie den Handlungsbedarf, den Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern sehen, wiederzugeben.

Als weiterer Schritt kann die Soziale Arbeit in Politik und Gesellschaft ein Umdenken bezüglich Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern und eine Gleichberechtigung derselben anstreben helfen. Sie kann klar Position beziehen und aktiv für eine vollständige gesellschaftliche Gleichstellung lobbyieren sowie entsprechende Kampagnen unterstützen.

7.5. Ausblick

Zukünftige Forschungsprojekte zu Kindern mit gleichgeschlechtlichen Eltern könnten sich noch stärker auf Risikofaktoren für Stigmatisierungserfahrungen konzentrieren. Hierbei könnten gruppenübergreifende Faktoren möglicherweise eine wichtigere Rolle spielen als die sexuelle Orientierung der Eltern, wie bereits unter 7.1. Stigmatisierungserfahrungen angetönt wurde. Ein Vergleich von Familien mit gleichgeschlechtlichen mit solchen mit gegengeschlechtlichen Eltern ist daher vielleicht weniger aufschlussreich, und es sollten neue Vergleichskategorien identifiziert werden, oder es sollte ein deskriptiver Fokus gewählt werden. Dass einige Kinder Hänseleien erleben, weil sie mit gleichgeschlechtlichen Eltern aufwachsen, und andere Kinder in vergleichbaren Situationen keine solchen Erfahrungen machen, sowie die Tatsache, dass ei-

nige Kinder mit gegengeschlechtlichen Eltern ebenfalls Hänseleien, einfach anderer Art, erleben, könnte darauf hindeuten, dass gewisse Faktoren einige Kinder „anfälliger“ für Stigmatisierungserfahrungen machen als andere, und dass sich bei Kindern mit gleichgeschlechtlichen Eltern ihre Familienform als einfachste Angriffsfläche anbietet. Diesen Fragen könnte die weitere Forschung nachgehen. Besonders in der Schweiz besteht zunächst aber ein grundsätzlicher Forschungsbedarf über Anzahl, Art, Entstehungshintergrund und insbesondere über die Lebensbedingungen von Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern.

In dieser Arbeit wurde nun ausführlich belegt, dass Kinder mit gleichgeschlechtlichen Eltern im Vergleich zu Kindern mit gegengeschlechtlichen Eltern mehr Hänseleien und andere Formen von Stigmatisierungen aufgrund ihrer Familienkonstellation erleben. Wenngleich kaum schwere Formen von Stigmatisierungen festgestellt wurden, stellt jegliche Form von Stigmatisierung in einem so zentralen Lebensbereich und einem für die personale Identität so wichtigen Faktor wie der Familie eine Einschränkung in der Lebensqualität und ein soziales Problem dar. Solange eine Familienform, die per se keine Nachteile für ihre Mitglieder hat, gesellschaftlich benachteiligt, abgewertet und als Stigma eingestuft wird sowie nicht als gleichwertig zur bisherigen Norm-Familie gilt, besteht Handlungsbedarf – auch für die Soziale Arbeit. Die Handlungsmöglichkeiten für die Soziale Arbeit und weitere gesellschaftliche Institutionen gilt es nun zu nutzen, damit die Familienkonstellation kein Grund mehr ist, ein Kind zu hänseln sowie Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern zu stigmatisieren und somit von einer vollständigen gesellschaftlichen Teilhabe auszuschliessen.

8. Dank

Der grösste Dank geht an alle Familien, mit denen ich ein Interview führen durfte – ohne sie wäre diese Arbeit nicht zustande gekommen und niemals so interessant und erkenntnisreich geworden. Für die Hilfe bei der Suche nach Interviewpartner_innen gilt mein Dank dem Dachverband Regenbogenfamilien, meinen Angehörigen und meinen Freund_innen. Ausserdem bedanke ich mich herzlich bei meinen Angehörigen und Freund_innen für das Lektorat und ihre wertvollen Anregungen.

9. Literaturverzeichnis

- Berger, Walter, Reisbeck, Günter, Schwer, Petra. (2000). *Lesben – Schwule – Kinder. Eine Analyse zum Forschungsstand*. Düsseldorf: Ministerium für Frauen, Jugend, Familie und Gesundheit des Landes Nordrhein-Westfalen.
- Bieleman, Lisa, van Dijk, Ingeborg, Langezaal, Lavinia, Verheggen, Nathalie & Dankmeijer, Peter. (2014). *Visibility without being in the spotlight. Some suggestions for primary schools who want to be open for lesbian, gay, bisexual and transgender families* [PDF]. Amsterdam: Global Alliance for LGBT Education (GALE) and Dutch National School Alliance for Sexual Diversity. Abgerufen von <http://hivhealthclearinghouse.unesco.org/library/documents/visibility-without-being-spotlight-some-suggestions-primary-schools-want-be-open>
- Bos, Henry, Gartrell, Nanette & van Gelderen, Loes. (2013). Adolescents in Lesbian Families: DSM-Oriented Scale Scores and Stigmatization. *Journal of Gay & Lesbian Social Services*, 25:2, 121-140, doi:10.1080/10538720.2013.782456
- Bos, Henny & Gartrell, Nanette. (2010). Adolescents of the USA National Longitudinal Lesbian Family Study: Can Family Characteristics Counteract the Negative Effects of Stigmatization?. *Family Process*, 49:4, 559-572, doi:10.1111/j.1545-5300.2010.01340.x
- Bos, Henny M. W. & van Balen, Frank. (2008). Children in planned lesbian families: Stigmatisation, psychological adjustment and protective factors. *Culture, Health & Sexuality: An International Journal for Research, Intervention and Care*, 10:3, 221-236, doi:10.1080/13691050701601702
- Bos, Henny M. W., Gartrell, Nanette K., Peyser, Heidi & van Balen, Frank. (2008a). The USA National Longitudinal Lesbian Family Study (NLLFS): Homophobia, Psychological Adjustment, and Protective Factors. *Journal of Lesbian Studies*, 12:4, 455-471, doi:10.1080/10894160802278630
- Bos, Henny M. W., Gartrell, Nanette K., van Balen, Frank, Peyser, Heidi & Sandfort, Theo G. M.. (2008b). Children in Planned Lesbian Families: A Cross-Cultural Comparison Between the United States and the Netherlands. *American Journal of Orthopsychiatry*, 78:2, 211-219, doi:10.1037/a0012711
- Bos, Henny M.W., van Balen, Frank, van den Boom, Dymphna C. & Sandfort, Theodorus G.M.. (2004). Minority stress, experience of parenthood and child adjustment in lesbian families. *Journal of Reproductive and Infant Psychology*, 22:4, 291-304, doi:10.1080/02646830412331298350
- Carapacchio, Ina. (2009). *Kinder in Regenbogenfamilien. Eine Studie zur Diskriminierung von Kindern Homosexueller und zum Vergleich von Regenbogenfamilien mit heterosexuellen Familien* (Dissertation, Fakultät für Psychologie und Pädagogik, Ludwig-Maximilians-Universität München) [PDF]. Abgerufen von <http://edoc.ub.uni-muenchen.de/9868/>

- Clarke, Victoria. (2001). What About The Children? Arguments Against Lesbian And Gay Parenting. *Women's Studies International Forum*, 24:5, 555-570, doi:10.1016/S0277-5395(01)00193-5
- Cloughessy, Kathy & Waniganayake, Manjula. (2014). Early childhood educators working with children who have lesbian, gay, bisexual and transgender parents: what does the literature tell us?. *Early Child Development and Care*, 184:8, 1267-1280, doi:10.1080/03004430.2013.862529
- Coping. (2012). *Brockhaus Wissensservice*. Abgerufen von <https://fh-bern.brockhaus-wissensservice.com/brockhaus/coping>
- Crouch, Simon Robert, Waters, Elizabeth, McNair, Ruth, Power, Jennifer & Davis, Elise. (2014a). Parent-reported measures of child health and wellbeing in same-sex parent families: a cross-sectional survey. *BMC Public Health*, 14:635. doi:10.1186/1471-2458-14-635
- Crouch, Simon Robert, Waters, Elizabeth, McNair, Ruth & Power, Jennifer. (2014b). The health perspectives of Australian adolescents from same-sex parent families: a mixed methods study. *Child: care, health and development*. doi:10.1111/cch.12180
- Dachverband Regenbogenfamilien. (2015). *Der Dachverband Regenbogenfamilien*. Abgerufen von <http://www.regenbogenfamilien.ch/dachverband/>
- Friedrich, Monika. (04.04.2012). Das Zauberwort heißt Resilienz – eine Analyse zum Resilienzkonzept. In Staatsinstitut für Frühpädagogik (IFP) (Hrsg.), *Online-Familienhandbuch*. Abgerufen von <http://www.familienhandbuch.de/erziehungsbereiche/forderung-der-kindlichen-personlichkeit/das-zauberwort-heist-resilienz-eine-analyse-zum-resilienzkonzept>
- Fthenakis, Wassilios E. & Ladwig, Arndt. (2002). Homosexuelle Väter [PDF]. In Fthenakis, W.E. & Textor, M.R. (Hrsg.), *Mutterschaft, Vaterschaft* (S. 129-154). Weinheim, Basel: Beltz. Abgerufen von <http://www.familienhandbuch.de/elternschaft/besondere-formen-von-elternschaft/homosexuelle-vater>
- Gadient, Gina & Truttmann, Silvan. (2013). *Gleich und doch anders. Ein Beitrag der Sozialen Arbeit zur Akzeptanzförderung von Regenbogenfamilien* (Bachelor-Thesis, Hochschule Luzern, Soziale Arbeit) [PDF]. Abgerufen von https://ilu.zhbluzern.ch/F/75R15K85432AFU3V1C422ERB9NXKXU98DAQJEQIN1V5IF43395-11220?func=direct&=&=&local_base=ILU01&doc_number=001114490&pds_handle=GUEST
- Gartrell, Nanett, Bos, Henny M.W., Peyse, Heidi, Deck, Amalia & Rodas, Carla. (2012). Adolescents with Lesbian Mothers Describe Their Own Lives. *Journal of Homosexuality*, 59:9, 1211-1229, doi:10.1080/00918369.2012.720499
- Gerlach, Stephanie. (2010). *Regenbogenfamilien. Ein Handbuch*. Berlin: Querverlag.
- Gershon, Tamar D., Tschann, Jeanne M. & Jemerin, John M.. (1999). Stigmatization, Self-Esteem, and Coping Among the Adolescent Children of Lesbian Mothers. *Journal of Adolescent Health*, 24:6, 437-445, doi:10.1016/S1054-139X(98)00154-2

- Goffman, Erving. (2003). *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. (Original 1963)
- Grunwald, Klaus & Thiersch, Hans. (2010). Das Konzept Lebensweltorientierte Soziale Arbeit. In Karin Bock & Ingrid Mieth (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Methoden in der Sozialen Arbeit* (S. 101-112). Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Häfliger, Laura. (2011). *Kinder aus Regenbogenfamilien. Spagat zwischen Ausgrenzung und Akzeptanz* (Masterarbeit, Institut Sekundarstufe 1, PHBern).
- Hanses, Andreas. (2010). Biografie. In Karin Bock & Ingrid Mieth (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Methoden in der Sozialen Arbeit* (S. 113-123). Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Kosciw, Joseph G. & Diaz, Elizabeth M.. (2008). *Involved, Invisible, Ignored: The Experiences of Lesbian, Gay, Bisexual and Transgender Parents and Their Children in Our Nation's K-12 Schools* [PDF]. New York: GLSEN. Abgerufen von <http://glsen.org/learn/research/national/report-iii>
- Kläser, Timo Andreas. (2011). *Regenbogenfamilien. Erziehung von Kindern für Lesben und Schwule*. Freiburg: Centaurus Verlag.
- Kraus, Björn. (n.d.) *Lebenswelt und Lebensweltorientierung – eine begriffliche Revision als Angebot an eine systemisch-konstruktivistische Sozialarbeitswissenschaft* [PDF]. Abgerufen von <http://www.sozialarbeit.ch/dokumente/lebensweltorientierung.pdf>
- Link, Bruce G. & Phelan, Jo C.. (2001). Conceptualizing Stigma. *Annual Review of Sociology*, 27, 363-385, doi:10.1146/annurev.soc.27.1.363
- Meyer, Ilan H.. (2003). Prejudice, Social Stress, and Mental Health in Lesbian, Gay, and Bisexual Populations: Conceptual Issues and Research Evidence. Author Manuscript. *Psychological Bulletin*, 129:5, 674-697, doi:10.1037/0033-2909.129.5.674
- Nay, Eveline Y. (2012). Family goes queer? Lesben, Schwule, Bisexuelle und Trans*Personen mit Kindern im Kampf um rechtliche Anerkennung. *Quer*, 18/12, 34-39. Abgerufen von <http://www.ash-berlin.eu/profil/frauenbeauftragte/quer-gendermagazin/online-versionen/>
- Przyborski, Anglaja & Wohlrab-Sahr, Monika. (2014). *Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch* (4., erweiterte Auflage). München: Oldenbourg Verlag.
- Rauchfleisch, Udo. (27.01.2010). Lesbische Mütter und ihre Kinder. In Staatsinstitut für Frühpädagogik (IFP) (Hrsg.), *Online-Familienhandbuch*. Abgerufen von <http://www.familienhandbuch.de/elternschaft/besondere-formen-von-elternschaft/lesbische-mutter-und-ihre-kinder>
- Ray, Vivien & Gregory, Robin. (2001). School experiences of the children of lesbian and gay parents [PDF]. *Family Matters*, 59, 28-34. Abgerufen von <http://www.aifs.gov.au/institute/pubs/fm2001/fm59.html>
- Reichle, Barbara & Gloger-Tippelt, Gabriele. (2007). Familiäre Kontexte und sozial-emotionale Entwicklung. *Kindheit und Entwicklung*, 16:4, 199-208, doi:10.1026/0942-5403.16.4.199

- Rivers, Ian, Poteat, V. Paul & Noret, Nathalie. (2008). Victimization, social support, and psychosocial functioning among children of same-sex and opposite-sex couples in the United Kingdom. *Developmental Psychology*, 44:1, 127-134, doi:10.1037/0012-1649.44.1.127
- Rupp, Marina & Bergold, Pia. (2009). Zusammenfassung. In Rupp, Marina (Hrsg.), *Die Lebenssituation von Kindern in gleichgeschlechtlichen Lebenspartnerschaften* (S. 281-311). Köln: Bundesanzeiger Verlag.
- Senatsverwaltung für Arbeit, Soziales und Frauen & Senatsverwaltung für Schule, Jugend und Sport, Fachbereich für gleichgeschlechtliche Lebensweisen. (2001). *Regenbogenfamilien. Wenn Eltern lesbisch, schwul, bi- oder transsexuell sind*. Berlin.
- Stacey, Judith & Biblarz, Timothy J.. (2001). (How) Does the Sexual Orientation of Parents Matter? [PDF]. *American Sociological Review*, 66:2, 159-183. Abgerufen von <http://www.jstor.org/stable/2657413>
- Staub-Bernasconi, Silvia. (2007). *Vom beruflichen Doppel- zum professionellen Tripelmandat. Wissenschaft und Menschenrechte als Begründungsbasis der Profession Soziale Arbeit* [PDF]. Abgerufen von <http://www.avenirsocial.ch/de/p42000233.html>
- Stigma. (2012). *Brockhaus Wissensservice*. Abgerufen von <https://fh-bern.brockhaus-wissensservice.com/brockhaus/stigma-soziologie>
- Streib-Brzič, Uli & Quadflieg, Christiane (Hrsg.). (2011). *School is Out?! Vergleichende Studie „Erfahrungen von Kindern aus Regenbogenfamilien in der Schule“ durchgeführt in Deutschland, Schweden und Slowenien. Teilstudie Deutschland* [PDF]. Berlin: Humboldt-Universität zu Berlin. Abgerufen von www.gender.hu-berlin.de/rainbowchildren/downloads/studie
- Transgender Network Switzerland. (n.d. a). *Information* [Website]. Abgerufen von <http://www.transgender-network.ch/information/>
- Transgender Network Switzerland. (n.d. b). *Medienguide* [Website]. Abgerufen von <http://www.transgender-network.ch/medien/medienguide/#details>
- unicef Schweiz. (1989). Konvention über die Rechte des Kindes [PDF]. Abgerufen von <http://www.unicef.ch/de/so-helfen-wir/kinderrechte/kinder-haben-rechte/die-un-konvention-ueber-die-rechte-des-kindes>
- van Gelderen, Loes, Gartrell, Nanette N., Bos, Henny M. W. & Hermanns, Jo M. A.. (2012a). Stigmatization and Promotive Factors in Relation to Psychological Health and Life Satisfaction of Adolescents in Planned Lesbian Families. *Journal of Family Issues*, 34:6, 809-827, doi:10.1177/0192513X12447269
- van Gelderen, Loes, Gartrell, Nanette N., Bos, Henny M. W., van Rooij, Floor B. & Hermanns, Jo M. A.. (2012b). Stigmatization associated with growing up in a lesbian-parented family: What do adolescents experience and how do they deal with it?. *Children and Youth Services Review*, 34:5, 999-1006, doi:10.1016/j.childyouth.2012.01.048

- Vanfraussen, Katrien, Ponjaert-Kristoffersen, I. & Brewaeys, A.. (2002). What does it mean for youngsters to grow up in a lesbian family created by means of donor insemination?. *Journal of Reproductive and Infant Psychology*, 20:4, 237-252, doi:10.1080/0264683021000033165
- Winkelmann, Susanne. (2007). Kindliche Belastungssymptome in Trennungsfamilien. Forschungsüberblick und Präventionsansätze. *Prävention*, 30:2, 40-43.

10. Anhang

10.1. Interviewleitfaden

Im Gespräch wurden die Fragen nicht genau wie unten abgedruckt gestellt. Insbesondere wurden die Teilfragen unter der jeweiligen Nummer nicht in einem Block gestellt, auch die Reihenfolge entsprach nicht immer der unten dargestellten. Allerdings waren es all diese Fragen, auf die ich schlussendlich eine Antwort haben wollte und nötigenfalls die entsprechende Nachfrage stellte, sofern der_die Interviewte meine Fragen nicht bereits aus der Erzählung vollständig beantwortet hatte. Wenn das Interview nur mit den Eltern stattgefunden hat, wurden die Fragen an die Kinder, entsprechend angepasst, den Eltern gestellt.

Vor dem Einschalten des Tonaufnahmegerätes erfragte Informationen:

Interviewte und weitere relevante Familienmitglieder: (Sohn, Tochter, Mutter, Vater, ...)

Alter:

Wohnort: (Stadt, Land, Agglomeration, ...)

Beruf oder Schuljahr:

Fragen in fetter Schrift: **An Eltern**

Fragen in kursiver Schrift: *An Kinder*

1. **Einstiegsfrage: Wie ist eure Familie entstanden? (Wenn es ein Coming-Out gegeben hat (Kinder aus heterosexueller Beziehung): Wie haben die Kinder darauf reagiert?)**
2. **Wie geht ihr mit eurer Familiensituation gegen aussen um? Was habt ihr beispielsweise in der Schule erzählt, wie habt ihr das gemacht und wie waren die Reaktionen darauf?**
3. *Wem erzählst du, dass du zwei Mütter hast/dass dein Vater schwul ist und wem bewusst nicht? Wie reagieren Mitschüler_innen und Lehrer_innen darauf?*
4. *Wurdest du schon einmal gehänselt, weil du zwei Mütter/einen schwulen Vater hast? Wie ist das geschehen und von wem? Wie hast du reagiert und hat dir jemand geholfen?*
5. *Haben deine Eltern mit dir darüber gesprochen, dass dich andere Kinder hänseln könnten, weil du zwei Mütter/einen schwulen Vater hast und wie du reagieren könntest, wenn dies passiert? Was haben sie dir gesagt?*
6. *Kommt das Thema Homosexualität in der Schule vor? Wenn in der Schule über Familien gesprochen wird, kommen dann Familienformen, die nicht aus Vater-Mutter-Kind bestehen, wie beispielsweise deine, vor?*
7. *Hast du Kontakt zu anderen Kindern mit gleichgeschlechtlichen Eltern, und wie wichtig ist das für dich (allgemein und in Bezug auf den Umgang mit Hänseleien)?*

8. Wie zufrieden seid ihr mit den Reaktionen der Schule auf eure Familiensituation und deren Umgang damit? Was könnte die Schule besser machen?

10.2. Interviewtranskriptionen

Die Interviewtranskriptionen durften gemäss der Interview-Einwilligungserklärung nur durch die Erst- und Zweitgutachterin dieser Bachelorthesis eingesehen werden und sind deshalb nicht öffentlich zugänglich.